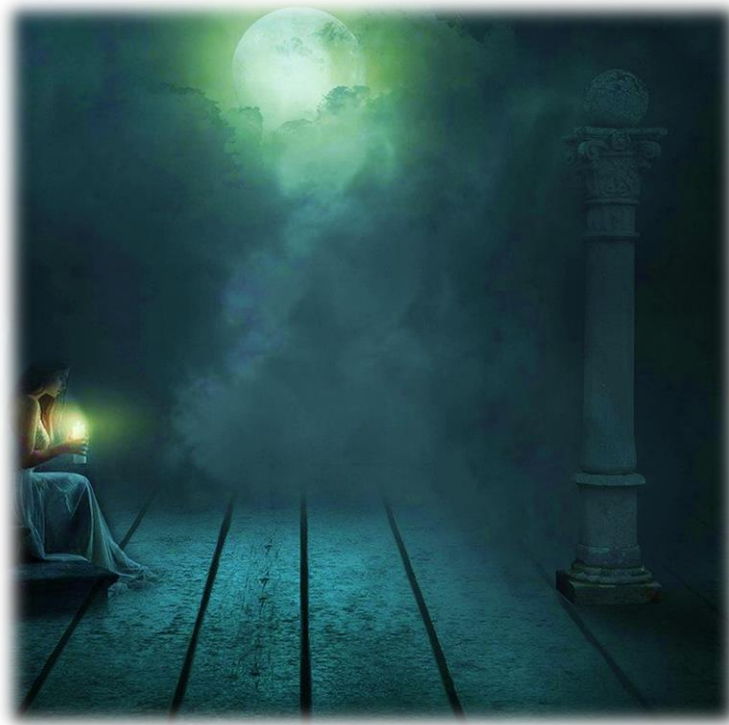


Ilka Hoffmann:

Tagebuch eines Schattenlosen

Teil 2: Der Club der Dunkelmänner



In Teil 2 seines Tagebuchs taucht Theo C. ein in die geheimnisvolle Welt der Dunkelmänner – einer Vereinigung, deren Mitglieder die Veränderung ihrer selbst als Voraussetzung für die Veränderung der Welt ansehen. Dafür nutzen sie einige höchst eigentümliche Meditationspraktiken, die am Ende in eine höchst politische Aktion münden. Teil 1 des Tagebuchs beschreibt den Verlust des Schattens und Theos Versuche, ihn wiederzuerlangen. Es ist als PDF, Ebook und analoges Buch erhältlich.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeberin	5
Wo ist Onkel Theo?	5
Das Onkel-Theo-Museum.....	6
Ein zerschlissenes Schreibheft.....	8
Onkel Theos Münchhausengeschichten	9
Schattenspiele.....	10
 I. Ein Gefängnistagebuch	12
Die Entführung	13
Der Schattensensor	16
Eigene und fremde Dunkelheiten	20
Ein Opfer von Fundamentalisten?	22
Der Verdacht.....	25
Das Vorstellungsgespräch	27
Ein Alptraum	31
Besuch vom Schattenhändler	33
Karriereträume	33
Vertragliche Verpflichtungen	35
 II. Bei den Dunkelmännern	40
Rekonvaleszenz	41
Neugeburt.....	43
Das Bild des Mönchs	49

Unverhofftes Wiedersehen	52
Erste Begegnung mit George.....	58
Der Duft der Erwartung.....	58
Ein Kabinett voller Überraschungen	59
Grassroots-Meditationen/1.....	64
Das Übel an der Wurzel packen	64
1. Ein Bote Satans gegen die Überheblichkeit	66
Schattenverlust Erfahrungen	71
Schorsch's Geschichte	71
Yvonne's Geschichte	73
"Wozu hat der liebe Gott eigentlich die Schatten erschaffen?" ..	76
Grassroots-Meditationen/2.....	82
2. "Vernichtet sind wir, vernichtet!"	83
Die Spur des Bösen.....	89
Eine ganz spezielle Messe/1	92
1. Die Predigt	93
Eine ganz spezielle Messe/2	98
Glaubenserinnerungen.....	98
2. Fürbitten	99
Eine ganz spezielle Messe/3	103
Das Wunder der Stimme	103
3. Agape	105

III. Der Blackout	110
Verwandlungen	111
Privataudienz bei George/1.....	113
1. Sonnenfinsternis im Bunker	113
Trügerische Harmonie	119
Privataudienz bei George/2.....	122
2. Äußere und innere Schatten	123
Der Überwachungsraum	128
Grassroots-Meditationen/3.....	130
3. "Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis."	131
Die Notfalluhr.....	137
Der Tag der Wahrheit/1	141
1. Krieg und Frieden	142
Der Tag der Wahrheit/2	147
2. Irritationen	148
Zeit-Sprünge.....	152
Nachwort der Herausgeberin	155
Nachweise	157
1. Bildnachweise	157
2. Textnachweise	159

Vorwort der Herausgeberin



Wo ist Onkel Theo?

Nun ist es schon bald fünf Jahre her, seit Onkel Theo spurlos verschwunden ist. Ich kann mich kaum noch daran erinnern, wie er aussieht. Er existiert nur noch wie ein vergilbtes Foto in meiner Erinnerung.

Dabei ist die Tatsache, dass Onkel Theo verschwunden ist, an sich nichts Bemerkenswertes. So etwas ist bei ihm öfter mal vorgekommen – so oft, dass es bei ihm eher der Normalzustand war als die Abweichung von der Norm.

Deshalb haben wir uns in der Familie zunächst auch nichts dabei gedacht, als er auf keine Weise zu erreichen war. Sein Handy hatte er oft nicht dabei – und wenn, dann war es häufig auf Stumm gestellt oder gleich ganz ausgeschaltet. Keinesfalls wollte Onkel Theo sich dem, wie er es nannte, "Terror der ständigen Erreichbarkeit" unterwerfen.

Hinzu kommt, dass Onkel Theo – zumindest seit ich ihn kenne – ohnehin eine Art Nomadenleben geführt hat. Er hielt sich mit Kunstgewerbe über Wasser, kleinen Schmuckstücken, Holzfiguren und Glücksbringern, die er in einer Werkstatt hinter seinem Haus herstellte und regelmäßig auf den Kraut- und Rüben-Märkten der Kleinstädte vertrieb. So war er, wie er gerne sagte, "im Unbehausten zu Hause".

"Meine Heimat ist das Unterwegssein" – war das nicht einer seiner Standardsprüche?

Früher, hieß es, habe Onkel Theo mal für eine Versicherung gearbeitet. Aber das muss sehr lange her sein. Ich kann ihn mir jedenfalls nicht als jemanden vorstellen, der einer regelmäßigen Arbeit nachgeht – noch dazu in einem Job, der jene geschmeidigen Umgangsformen voraussetzt, die Onkel Theo immer so genüsslich missachtet hat.

Das Onkel-Theo-Museum

Nachdem die Eltern von Onkel Theo und meiner Mutter gestorben waren, war Onkel Theo in deren Haus eingezogen. Dieses hatte er seitdem – teils aus Geringschätzung des Materiellen, teils aus Mangel an entsprechenden Mitteln – einem gepflegten Verfall überlassen. Seit wir uns damit abfinden mussten, dass er dieses Mal wohl tatsächlich verschwunden bleiben würde, hatten wir daher alle Hände voll damit zu tun, das Haus vor dem endgültigen Kollaps zu bewahren.

Lange hatte meine Mutter sich gescheut, das Haus einer anderen Verwendung zuzuführen. "Er ist doch mein Bruder", hatte sie immer wieder gesagt, wenn mein Vater ihr Vorhaltungen wegen der unrentablen Unterhaltskosten gemacht hatte. "Wenn wir

sein Haus aufgeben, geben wir doch praktisch auch ihn selbst auf. Das ist ja, als würden wir ihn für tot erklären – und er ist doch nur verschwunden!"

Jetzt, nach all den Jahren, in denen wir nichts von ihm gehört haben, hat aber auch sie eingesehen, dass wir das Haus nicht auf ewig als Onkel-Theo-Museum erhalten können. Also hat sie sich auf einen Kompromiss eingelassen: Wir vermieten das Haus nicht offiziell, überlassen es aber einer bedürftigen Familie, die sich eine solche Unterkunft ansonsten nicht leisten könnte.

Einzige Bedingung: Sollte Onkel Theo doch noch auftauchen, hat er das erste Zugriffsrecht auf das Haus. Sofern er dort wieder einziehen möchte, muss die Familie sich mit ihm arrangieren.

Natürlich mussten wir vor dem Einzug der neuen Bewohner gründlich in dem Haus aufräumen. Überall stand Nippes herum, den Onkel Theo entweder selbst fabriziert oder von den diversen Klein- und Kleinstmessen mitgebracht hatte – lauter Erinnerungen, Spuren eines fremden Lebens, die der Entfaltung neuen Lebens im Wege standen. Im "Atelier" – de facto einem alten Holzschuppen – fanden wir unter den Arbeitstischen sogar noch ungespülte Kaffeetassen, die wir bei unseren oberflächlichen Besuchen übersehen hatten.

Selbstverständlich kam es uns nicht in den Sinn, die Sachen von Onkel Theo wegzugeben oder sie gar auf den Müll zu werfen. Stattdessen reservierten wir in dem Haus eine kleinere Kammer für ihn, auch für den Fall, dass er – wie es stets seine Art gewesen war – überraschend heimkehren sollte.

"Wir können ihn doch nicht aus seinem eigenen Haus aussperren!" empörte sich meine Mutter, als mein Vater sich darüber lustig machte. "Wenn er zurückkommt, soll er sich gleich wieder

zu Hause fühlen. Es wird ja auch so schon ein Schock für ihn sein, fremde Leute in seinem Haus anzutreffen."

Meine Mutter hängt nun einmal sehr an ihrem Bruder. Dass er nicht wiederkommen könnte, ist auch jetzt noch ein Gedanke, den sie unter keinen Umständen an sich heranlassen will.

Ein zerschlissenes Schreibheft

Unter den Dingen, die mir beim Sortieren der Sachen von Onkel Theo in die Hände gefallen sind, befindet sich auch ein zerschlissenes Schreibheft. Es enthält einen Computerausdruck von etwa 15 Seiten, der zusammengefoldet hinter dem Umschlag eingelegt worden ist, und handschriftliche Notizen in kaum entzifferbaren Hieroglyphen. Typisch Onkel Theo, dachte ich. Er hatte eben schon immer eine Vorliebe für das Alte, Unzeitgemäße.

Ich erinnere mich noch daran, dass ich ihn einmal gefragt habe, warum er nicht wie alle anderen einen Laptop für seine Notizen benutze. Das sei doch viel praktischer – und dazu noch sicherer, weil die Aufzeichnungen so mit einem einzigen Klick doppelt und dreifach abgespeichert werden könnten.

"Wer sagt denn, dass ich in digitalen Dingen ein Steinzeitmensch bin?" hatte er zurückgefragt – mit diesem Sphinx-Lächeln, bei dem man nie wusste, ob seine Worte ernst oder ironisch gemeint waren. "Es gibt viele Dinge, die auch ich lieber am Computer erledige. Manches ist mir aber zu intim für die digitale Welt. Oder kannst du dir vorstellen, dass ein Mönch seine Meditationen online abwickelt? Glaub mir, ich habe da so meine Erfahrungen: Für bestimmte Gedanken verkriechst du dich besser in die gute alte Handschrifthöhle!"

So absonderlich wie das steinzeitliche Schreibheft wirkte auf mich auch der darin eingefangene Wortdschungel, durch den ich mir erst nach mehreren Anläufen einen Weg bahnen konnte. Im Mittelpunkt stand offenbar eine abstruse Vereinigung von "Dunkelmännern", bei denen Onkel Theo sich eine Zeit lang aufgehalten hatte. Zentrales Thema war die Welt der Schatten – das Leben mit und ohne Schatten, der Verlust und die Wiedergewinnung eines Schattens.

Onkel Theos Münchhausengeschichten

Auch das war an sich nichts Neues für mich. Jeder in der Familie kannte Onkel Theos Roman über einen Mann, der seinen Schatten verliert und mit Hilfe eines undurchsichtigen Schattenhändlers einen Ersatzschatten erhält. Allerdings wäre niemand je auf die Idee gekommen, darin einen Tatsachenbericht zu sehen. Selbst Onkel Theo vermittelte nicht den Eindruck, als wäre der Roman mehr als eine spannende Geschichte.

Da er älter ist als meine Mutter und diese mich erst relativ spät bekommen hat, war Onkel Theo für mich immer eher wie ein Opa. Auch seine Scherze hatten stets etwas Großväterliches. Sie schienen aus jener anderen Zeit zu stammen, die für Kinder gleichbedeutend ist mit der grauen Vorzeit, in der noch die Dinosaurier über die Erde stampften, die Feen den Folgsamen alle Wünsche erfüllten und die Dämonen nachts durch die Träume der Ungezogenen spukten.

Oft hatten Onkel Theos Späße etwas mit Schatten zu tun. Die schrägen Schatten an einem Sommerabend konnte er etwa mit den Worten kommentieren: "Pass auf – dein Schatten frisst dich gleich! Siehst du – er setzt schon zum Sprung an!" Und wenn wir

in eine Unterführung eintraten, sagte er manchmal: "Huch – da hat mir jemand meinen Schatten geklaut! Na, wenn ich den erwische!"

So hatte sich auch Onkel Theos Roman über den verlorenen Schatten für uns nahtlos in seine Münchhausengeschichten eingereiht. Dass er dafür die Tagebuchform gewählt hatte, erklärten wir uns wie alle anderen auch mit dem Bestreben, die Dramatik zu erhöhen und den Eindruck von Authentizität zu erwecken.

Schattenspiele

Jetzt, nachdem ich das alte Schreibheft durchgelesen habe, blicke ich allerdings mit anderen Augen auf den Roman. Denn zwischen Roman und Schreibheft gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten. In beiden Fällen handelt es sich der Form nach um ein Tagebuch, hier wie dort haben wir es mit "Schattenspielen" zu tun – in einem sehr weitgefassten Sinn.

Warum aber hat Onkel Theo die Aufzeichnungen dann nicht veröffentlicht? Hielt er sie nicht für ausgefeilt genug? Wollte er noch daran arbeiten? Oder waren sie ihm zu intim? Waren sie gar nicht für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt?

Allerdings – falls dem so sein sollte: Bedeutet das nicht, dass auch der Roman nicht so fiktiv ist, wie wir alle gedacht haben? Dass er einen wahren Kern enthält? Aber worin soll der bestehen? Niemand kann doch seinen Schatten verlieren! Oder etwa doch?

Was willst du uns sagen, Onkel Theo?

Ratlos, wie ich bin, habe ich mich dazu entschlossen, Onkel Theos Aufzeichnungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Vielleicht hätte er das sogar selbst so gewollt. Wenn er das, was er dem Heft anvertraut hat, wirklich für sich hätte behalten wollten,

hätte er die Aufzeichnungen doch wohl vernichtet – oder sie immer bei sich geführt.

So aber macht es den Eindruck, als hätte er seine geheimen Offenbarungen absichtlich zurückgelassen, damit sie irgendwann einer aufmerksamen Archäologin des Geistes in die Hände fallen. Das würde jedenfalls sehr gut zu ihm passen.

Hiermit werfe ich also die Flaschenpost mit Onkel Theos Aufzeichnungen in das aufgewühlte Meer der Öffentlichkeit. Vielleicht gibt es irgendwo da draußen ja jemanden, der nicht nur die Schrift, sondern auch die dahinter liegenden Rätsel entziffern kann.



I. Ein Gefängnistagebuch



Die Entführung

Donnerstag, 3. August (1. Juli)

Der Raum, in dem ich eingesperrt bin, ist ungefähr drei auf drei Meter groß. Er ist in völlige Dunkelheit gehüllt. Um seinen Umfang abschätzen zu können, musste ich mich an der Wand entlangtasten. Boden und Wände bestehen aus einfachen Steinen, die glitschig sind und an einigen Stellen Moos angesetzt haben. Wahrscheinlich befinde ich mich also in einer Art Keller.



Die gesamte "Einrichtung" besteht aus einem Stuhl und einem Laptop, vor dem ich gerade sitze. Er ist mit einer Kette an einem Eisenring befestigt, so dass ich ihn an keinen anderen Ort stellen kann. Die Datumsanzeige war bereits eingegeben, als ich ihn öffnete.

Da der Laptop in einer Einbuchtung der Wand untergebracht ist, wird der Raum von seinem Licht kaum erhellt. Deshalb kann ich auch die Höhe meines Kerkers nicht abschätzen. Danach zu urteilen, wie meine Stimme gehallt hat, als ich um Hilfe gerufen habe, dürfte er ziemlich hoch sein, etwa wie ein Brunnenschacht.

Das Schlimmste ist, dass ich mich absolut nicht daran erinnern kann, wie ich hierher gelangt bin. Ich sehe mich noch, ein Eis in der Hand, an der Uferpromenade von Hadderstetten spazieren gehen, mich dann auf eine Bank setzen, aufs Wasser blinzeln, wo die Nachmittagssonne auf ein paar Bootswellen funkelte – tja, und dann muss ich wohl eingeschlafen sein. Oder es hat mich jemand betäubt – aber wie? War in dem Eis etwas drin? Hat man mir geschickt von hinten eine Spritze in den Rücken gedrückt?

Wie auch immer, irgendwann bin ich dann jedenfalls hier wieder aufgewacht, mit einer Art Kartoffelsack am Körper, der mir immer unangenehmer ist, weil er sehr kratzig ist und sowohl meinen Angstschweiß als auch den Modergeruch meines Kerkers wie ein Schwamm in sich aufsaugt.

Natürlich liest irgendjemand mit, während ich diese Zeilen in den Computer tippe. Warum tue ich das also? Vielleicht, weil ich hoffe, dass sich noch jemand anders in das System einloggen kann? Oder einfach aus unstillbarem Ausdrucksdrang?

Hallooo! Hört mich jemand???

Sehr geehrter Herr Gangster, wer immer Sie auch sind, teilen Sie mir doch bitte mit, was Sie von mir wollen. Ich bin zwar nicht sehr reich, aber ein annehmbares Lösegeld sollte ich doch zusammenbringen können.

Seit einiger Zeit bin ich bei der Bank wieder kreditwürdig, und vielleicht könnten wir ja über einen Mittelsmann etwas arrangieren. 10.000 Euro sollten drin sein, lassen Sie uns das doch ganz offen besprechen – wir finden bestimmt eine Lösung!

Oder sind Sie einfach ein Perverser, der sich daran weidet, mich langsam zu Tode zu quälen?

O Gott, antworten Sie doch!!!

"Donnerstag, 3. August (1. Juli)"

Was soll das? Warum lassen die dasselbe Datum noch mal vor meiner Nase aufblinken?

Klar, irgendeine Bedeutung muss es haben – zumal es ja nicht nur einen, sondern gleich zwei Tage auf einmal bezeichnet. Das hätte mir in der Tat auch gleich auffallen können. Da bin ich in einem völlig dunklen Raum eingesperrt, mit nichts als einem Laptop darin, ich starte diesen Laptop, bekomme eine Seite mit nichts als einer seltsamen Datumsangabe darauf angezeigt – und denke mir gar nichts dabei.

Ja, Herr Gangster, da haben Sie natürlich Recht, wenn Sie mich noch einmal auf das Datum hinweisen, sehr aufmerksam, vielen Dank!

Leider kann ich mit dem Datum aber gar nichts anfangen – weder mit dem 1. Juli noch mit dem 3. August. Was soll am 1. Juli schon Besonderes gewesen sein? Wenn ich zurückrechne, war das ein Samstag, Wochenende also, und sonst ist an dem Tag meines Wissens auch nichts Weltbewegendes passiert.

Hat da vielleicht irgendjemand Geburtstag gehabt, den ich kennen müsste? Bezeichnet der Tag ein Jubiläum oder sonst etwas Feierliches?

Ein tolles Rumpelstilzchen-Rätsel haben Sie sich da ausgedacht, Herr Gangster! (Sie haben doch Humor, oder?)

Der Schattensensor

Freitag, 4. August

*"Bezeichnet der Tag ein **Jubiläum** oder sonst etwas Feierliches?"*

Aha, ein kleiner Hinweis – sagt mir aber leider auch nichts.

Immerhin danke für den Tipp und das Brot – das gar nicht so trocken war, wie ich befürchtet hatte!



Ein Jubiläum also – aber was für eins? Ein privates? Oder eher ein öffentliches? Aber in welcher Beziehung stünde ich dann dazu? Und warum werde ich deswegen gekidnappt?

Vielleicht rekapituliere ich am besten noch einmal, was in den letzten Tagen vor meiner Entführung passiert ist. Es wäre ja immerhin möglich, dass ich dabei auf Umstände stoße, die mich der Lösung meines Rätsels näher bringen. Also gehen wir einfach die letzte Woche noch einmal durch.

Bei der Arbeit war alles wie immer: Ich war jeden Tag gegen halb acht im Büro, habe dort erst mal Kaffee getrunken und bin dabei die von meinem Team neu abgeschlossenen Versicherungsverträge durchgegangen.

Die Vertragsabschlussrate war durchschnittlich, und auch unter den Verträgen selbst war nichts Außergewöhnliches – wenn man von dem Aussetzer des Kollegen F. absieht, dessentwegen ich am

Donnerstag die außerordentliche Mitarbeiterversammlung einberufen habe.

Im Kern handelte es sich um ein Problem, das immer wieder auftaucht: Kollege F. hatte einer Kundin Sonderkonditionen eingeräumt, obwohl die dafür vorgeschriebenen Indikatoren nicht gegeben waren – also keine Erwartung künftiger Wertsteigerungen infolge beruflichen Aufstiegs der Kundin, Werbeeffect bei vielversprechendem Bekanntenkreis, außergewöhnlich großer Familie etc.

Nichts von alledem traf zu. Die Kundin war schlicht geschäftstüchtiger gewesen als er. Sie hatte ihm etwas von einem bösen Ehemann-Wolf erzählt, der seiner Unterhaltspflicht nicht nachkomme, von der Schwierigkeit, als Alleinerziehende einen Job zu bekommen, kurz: sie hatte den Beschützerinstinkt in ihm aktiviert und ihn so dazu gebracht, ihr einen Tarif einzuräumen, der in solchen Fällen nicht vorgesehen ist.

Wie gesagt, so etwas kommt immer mal wieder vor, aber bei dem Kollegen F. hatte es mich doch erstaunt. Er gilt bei uns als alter Hase, der sich nicht so leicht von bauernschlaun Kundinnen über den Tisch ziehen lässt. Wegen der grundsätzlichen Bedeutung des Problems habe ich dafür kein Einzelgespräch anberaumt, sondern das gesamte Team zu einer Dienstbesprechung einbestellt.

Bei dem Meeting habe ich dann noch einmal darauf hingewiesen, dass alle Gespräche nach dem Prinzip der verkaufszentrierten Interaktion zu führen seien. Wer nicht bereit oder fähig sei, seine Kundenarbeit an der VZI auszurichten, solle sich rechtzeitig nach einem anderen Job umsehen. Das Ganze war so natürlich doppelt peinlich für den Kollegen F., aber genau das hatte ich ja

beabsichtigt. In diesem Fall ging es mir durchaus auch um die abschreckende Wirkung.

Das war im Büro aber auch der einzige besondere Vorfall in der letzten Woche. Abends und am Wochenende ist auch nichts Außergewöhnliches passiert: Am Dienstag hatte ich wie immer meinen Sportabend. Ich war zuerst eine halbe Stunde im Fitness-Studio, habe mich dort anschließend noch ein wenig massieren lassen und bin dann in den Tennisclub gefahren, wo ich mit B. verabredet war. Wir haben uns kurz eingeschlagen und dann ein Match mit zwei Gewinnsätzen gespielt, das ich 2 zu 1 gewonnen habe.

Danach sind wir zum Chinesen essen gegangen, wo es wegen der All-you-can-eat-Aktion mal wieder brechend voll war. Samstagabend war ich im Alexis, wie immer in der Hoffnung auf ein wenig erotisches Geknister. Leider hat sich aber nichts ergeben, weshalb ich mir zu Hause noch ein Glas Wein genehmigt habe und dann zu Bett gegangen bin.

Also auch hier: keine besonderen Vorkommnisse.

Vielleicht sollte ich mal andersherum fragen: Wann war das letzte außergewöhnliche Ereignis in meinem Leben? – Ich würde sagen, vor etwa drei Wochen, als ich endlich auf ein geeignetes Objekt zur Erfüllung meiner Vermittlerpflichten gegenüber Shadow Colours gestoßen bin.

Zwar sind sie bei der Firma im Allgemeinen sehr geduldig. Letztes Jahr hatte man mir sogar einen vierwöchigen Aufschub gewährt, weil mir einfach kein Schattenloser über den Weg gelaufen und ich daher gezwungen war, mich gezielt auf die Suche nach möglichen Kandidaten zu begeben. Aber nach allem, was diese Leute für mich getan haben, wäre es mir doch peinlich gewesen, meinen Pflichten schon wieder nicht fristgemäß nachzukommen.

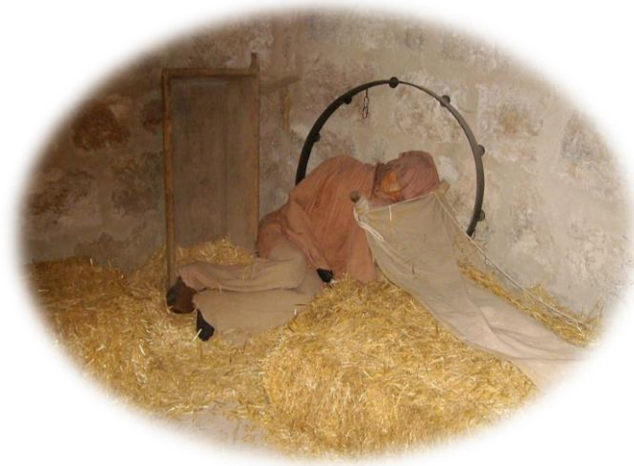
Dementsprechend erleichtert war ich, als mein Schattensensor morgens auf dem Weg zur Arbeit anschluss und mir zu erkennen gab, dass sich in meiner unmittelbaren Umgebung ein Schattenloser befand. Ich griff sofort zum Handy, um meiner Sekretärin mitzuteilen, dass ich etwas später ins Büro kommen würde. Dann nahm ich die Witterung auf.

Nach einigen tastenden Versuchen, bei denen das Sensorgeschall mal leiser, mal lauter geworden war, stieß ich endlich auf meine Zielperson: eine schwarzhaarige Frau mittleren Alters, die sich betont unauffällig an den Häuserwänden entlangdrückte, freie Plätze mied und die Wege zwischen zwei Häuserfronten stets eilig überbrückte. Dieses Verhaltensmuster war mir nur allzu vertraut. Auch ohne den Sensor hätte ich erkannt, dass es sich hierbei um eine geeignete Zielperson handeln musste.

Ich griff also nach dem Thermoscanner, den ich – für den Fall der Fälle – immer dabei habe, und begann, das Objekt zunächst von hinten mit dem Gerät abzutasten. Dann schloss ich vorsichtig zu der Zielperson auf, um sie noch von der Seite und schließlich von vorne zu scannen. Letzteres ist besonders schwierig, weil man dabei das Gerät von hinten auf das Objekt richten muss, ohne sich umzudrehen. Aber ich hatte darin ja schon einige Übung, so dass ich den ganzen Vorgang problemlos zu Ende bringen konnte.

Zum Schluss musste ich nur noch auf die "Send"-Taste drücken, und schon wurden die Daten an Shadow Colours weitergeleitet. Ein paar Tage später bekam ich eine kurze Nachricht von dort, in der man sich bei mir für den "interessanten Fall" bedankte. Ein solches Extralob hatte ich noch nie bekommen. Angesichts der hervorragenden Connections von Shadow Colours ließ das für die Zukunft einen weiteren Karrieresprung erwarten.

Eigene und fremde Dunkelheiten



Samstag, 5. August

Nur ein neues Datum – und ich dachte, man würde mir vielleicht wieder einen kleinen Hinweis geben, wie vorgestern. Oder war das erst gestern?

Verdammt, ich verliere in dem blöden Loch hier allmählich jedes Zeitgefühl! Außerdem ist es unangenehm kühl, und es tropft die ganze Zeit über von irgendwoher auf die Steine. Ich werde noch ganz verrückt davon!

Was für eine absurde Situation: Ich befinde mich an einem Ort außerhalb der Zeit, muss aber unablässig ein Geräusch hören, das das Ticken einer Uhr auf penetrante Weise nachäfft.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich vor mir: mein warmes, weiches Bett, meine Fernsehcouch, meine Heizung – und vor allem: meinen Kühlschrank, gefüllt mit all den Köstlichkeiten, die man mir als Strafe für was auch immer vorenthält.

Komisch, dass ich zum Träumen immer noch die Augen schließe. Irgendwie ist mir meine eigene Dunkelheit angenehmer als die fremde Dunkelheit, die hier herrscht.

Hey, Mister Gangster, was wollen Sie haben für ein gebratenes Hähnchen? Ich habe mehr Beziehungen, als Sie für möglich halten, und ich rate Ihnen gut, diese eher im guten als im schlechten Sinne in Anspruch zu nehmen!

So ein Käse, das müsste ich eigentlich löschen. Aber mein persönlicher Big Brother hat ja wahrscheinlich sowieso schon alles mitgelesen.

Sonntag, 6. August

Wenn Du denkst, ich verschaffe Dir jeden Tag frischen Lesestoff, nur weil Du ein neues Datum eintippst, hast Du Dich aber geschnitten! Gib mir erst mal was Anständiges zu essen, wenn Du an mir Deinen Voyeurismus befriedigen willst!!!

Ein Opfer von Fundamentalisten?



Montag, 7. August

Habe ich irgendjemanden unwissentlich schwer beleidigt? Will sich jemand auf perfide Art und Weise an mir rächen?

Oder hat das Ganze vielleicht gar nichts mit mir persönlich zu tun? Handelt es sich hier vielleicht um eine konzertierte Terroraktion, bei der massenhaft Personen des öffentlichen Lebens entführt worden sind? Aber warum dann gerade ich? Und um was für ein Jubiläum geht es dabei?

Verdammt, ist das kalt! Zu allem Unglück zwickt mich jetzt auch noch der Ischias. War ja nicht anders zu erwarten bei diesem feucht-kalten Verlies und dem Nächtigen auf einer dünnen Strohmatte.

Warum schaffe ich es eigentlich nicht, so lange wach zu bleiben, bis mir meine Brotration gebracht und das ausgeleert wird, was man unter anderen Umständen vielleicht als Nachttopf bezeichnen würde?

Irgendjemand beobachtet mich offensichtlich. Aber wie, und von wo? Wahrscheinlich benutzt dieser Jemand ein Nachtsichtgerät,

das an einem für mich unerreichbaren Punkt im oberen Teil des Kerkers angebracht ist. Angesichts der Kosten solcher Geräte und des organisatorischen Aufwands für Beschaffung und Installation lässt das auf eine fast schon militärische Perfektion der ganzen Aktion schließen.

Vielleicht sollte ich mich ja geehrt fühlen, dass man meinetwegen einen solchen Aufwand treibt!

Dienstag, 8. August

"Erfüllung meiner Vermittlerpflichten gegenüber Shadow Colours ... meine Zielperson: eine schwarzhaarige Frau mittleren Alters"

Also daher weht der Wind! Ich habe es mit Moralaposteln zu tun, mit Reinheitsfanatikern, die meinen, was Gott geschaffen habe, dürfe der Mensch nicht verändern!

Glaubt ihr etwa, es ist angenehm, ohne Schatten herumzulaufen? Kennt ihr das Gefühl, wenn einen alle anstarren, als sei man von einer tödlichen, ansteckenden Krankheit befallen?

Wenn es Organisationen wie Shadow Colours nicht gäbe, wären all diese armen Teufel doch verloren – ganz abgesehen davon, dass Shadow Colours seine Dienste in nicht wenigen Fällen nicht nur kostenlos anbietet, sondern seinen Kunden auch noch beim beruflichen Aufstieg behilflich ist!

Ich habe es ja gleich geahnt – das hier ist das Werk von Fundamentalisten! Wenn das wirklich ein terroristischer Angriff von

Gegnern jeglicher Schattenkosmetik und -substitution ist, muss ich wohl mit dem Schlimmsten rechnen.

Diese Leute sind imstande, mich hier im Dunkeln verrecken zu lassen, nur um auf aberwitzige Weise Recht zu behalten – denn in dem rabenschwarzen Kerker, in dem ich eingesperrt bin, nützt mir mein Schatten ja wirklich nichts!

Denkt ihr etwa, diese Dunkelheit hier ist gottgewollt? Dann liegt ihr aber falsch! Diese Finsternis ist auch eine künstliche, von euch geschaffene! In Wahrheit ersetzt nur eine Künstlichkeit durch eine andere!!!!

Mittwoch, 9. August

Ich fühle mich mit jedem Tag schwächer.

Moment mal: Wieso eigentlich "mit jedem Tag"? Wer garantiert mir denn, dass die Datumsangaben auf dem Laptop der Wahrheit entsprechen?

Lange halte ich das nicht mehr aus.

Mein Gott, was für ein Ende!

Donnerstag, 10. August

Jubiläum, Shadow Colours, schwarzhaarige Frau mittleren Alters, mittelgroß ... Das wird doch nicht ... Aber nein, das kann einfach nicht sein, das wäre ein zu großer Zufall, statistisch gesehen geradezu unmöglich!

Der Verdacht



Freitag, 11. August

Komisch – wenn ich mich an die Zeit vor der Wiedergewinnung meines Schattens zu erinnern versuche, komme ich irgendwie nicht weiter.

Es ist, als würde sich die Tür zu meinem eigenen Haus öffnen, und dahinter wäre nichts als eine dicke Wand. Oder als müsste ich plötzlich feststellen, dass ich von einer völlig falschen Perspektive ausgegangen bin: Die Haustür erweist sich als Falltür, durch die ich im nächsten Augenblick in immer tiefere Dunkelheit hinabsinke, ohne Ende und ohne Ziel.

Nutzlose Vergleiche – die bringen mich auch nicht weiter! Wahrscheinlich ein Resultat der Dunkelhaft. Die ewige Finsternis raubt mir noch den Verstand!

Jubiläum ... Doch, es muss jetzt ziemlich genau fünf Jahre her sein, seit ich wieder einen Schatten bekommen habe. Ich erinnere mich noch gut an dieses Gefühl, plötzlich wieder ganz zu sein, als wäre mir ein amputiertes Bein wieder angepasst geworden.

Und natürlich, da war auch Lina, Lina mit ihren schwarzen Haaren, die in der Sonne leuchteten wie die Federn von Rabenvögeln. Aber warum kann ich mich nicht mehr an ihre Augen erinnern, ihren Blick in der Sekunde, als ich wieder einen Schatten hatte?

Ich weiß noch, dass es ein sehr sonniger Nachmittag war. Vielleicht war ich einfach geblendet vom Licht und sehe sie deshalb nur noch ganz verschwommen vor mir. Andererseits kann ich mich auch nicht mehr entsinnen, was wir geredet haben, als ich endlich "wiederhergestellt" war.

Das alles ist wie weggewischt aus meinem Gedächtnis.

Habe ich Lina danach eigentlich noch einmal irgendwo gesehen? – Nein, ich glaube nicht ... Sie war einfach weg, verschwunden.

Seltsam nur, dass ich nicht nach ihr gesucht habe. Oder ist mir auch das bloß entfallen?

Aber Lina **hatte** doch damals wieder einen Schatten! Und hat sie mir damals nicht sogar erzählt, dass sie gerade einen Deal mit Shadow Colours abgeschlossen hatte? Also ist es doch ganz unmöglich, dass ... Ja, es ist ausgeschlossen, ich habe mich geirrt – basta!

Das Vorstellungsgespräch



Samstag, 12. August

Jetzt treffen die Erinnerungen ein wie verspätete Gäste auf einer Party – zum Beispiel, wie ich damals im Besprechungsraum gesessen habe, nachdem ich mich um die Stelle als Vertriebsberater beworben hatte.

Natürlich war mir die Tatsache dieses Vorstellungsgesprächs auch in den vergangenen fünf Jahren immer irgendwie präsent gewesen – so, wie man weiß, dass man irgendwann mal zur Schule gegangen ist, mit bestimmten Personen befreundet war oder irgendeine Sportart betrieben hat. Aber die Erinnerung an dieses Ereignis war sozusagen leblos, oder vielmehr: sie war deaktiviert, sie bedeutete mir nichts.

Wer einen Schul- oder Berufsabschluss in seiner Biographie aufführt, verbindet damit in dem Moment ja auch nur das abstrakte Zeugnis, nicht aber die Angst und die Demütigung, die die Prüfungssituation damals vielleicht bedeutet hat. Erst wenn irgendwann wieder eine ähnliche Situation auftaucht, öffnet sich der Speicher, auf dem die Gefühle von damals lagern, und der dumpfe Geruch ferner Vergangenheit sickert in die Seele ein.

Es war wie immer bei solchen Gesprächen: Der Delinquent ist ganz auf sich allein gestellt, aber die Gegenseite hat sich Verstärkung mitgebracht – für den Fall, dass die Autorität und die Machtfülle des Hauptverantwortlichen nicht ausreichen sollten, um den Bewerber einzuschüchtern.

Rechts und links neben dem Personalchef saßen zwei Frauen. Die eine wurde mir als Leiterin der Abteilung, der die zu vergebende Stelle zugeordnet war, vorgestellt. Bei der anderen handelte es sich um die persönliche Referentin des Personalchefs vorgestellt wurde. Neben Letzterer hatte die Vertreterin des Betriebsrats Platz genommen. Von ihr war jedoch – weil sie in Personalunion Frauenbeauftragte war – keine Unterstützung für mich zu erwarten.

Neben der Abteilungsleiterin saß noch ein junger Mann, an dessen Funktion ich mich nicht mehr genau erinnere. Ich weiß nur noch, dass er andauernd irgendetwas in sein Notebook tippte, während wir uns unterhielten. Wahrscheinlich war er eine Art Praktikant.

Der kreisrunde Tisch, um den wir saßen, suggerierte zwar Offenheit und demokratische Umgangsformen. Der äußere Eindruck kontrastierte jedoch entschieden mit der Sitzordnung, die sich fast von selbst so ergeben hatte: Neben mir waren rechts und links je zwei Plätze frei, wodurch die Unternehmensriege mir fast frontal gegenüber saß.

Nach dem üblichen Vorgeplänkel kam der Personalchef gleich zur Sache, indem er mit der tückischsten Frage einstieg: Warum hätte ich mich eigentlich gerade bei diesem Unternehmen beworben? Dabei beugte er sich angriffsbereit nach vorn.

Natürlich hatte ich mich gut auf die Frage vorbereitet: Ich hatte die Homepage des Unternehmens angeklickt, mir im Internet alle

möglichen Informationen zusammengesucht und das Unternehmensprofil mit dem anderer Unternehmen verglichen. In dem Augenblick aber verschwammen all die mühsam gesammelten Detailinformationen in meinem Kopf zu einem chaotischen Mosaik, in dem ich mich nicht mehr zurechtfinden konnte.

Ich habe dann, glaube ich, irgendetwas vom „hervorragenden Ruf“ des Unternehmens gestammelt und davon, wie gut meine beruflichen Erfahrungen zu dem Stellenprofil passen würden. Außerdem habe ich, wenn ich mich recht erinnere, das gute Arbeitsklima gelobt, das die Homepage mir angeblich vermittelt hätte.

Kurz: Ich verlor mich in Allgemeinplätzen, wo konkrete Antworten verlangt waren, und redete mich auf diese Weise – so schien es mir – um Kopf und Kragen.

Zu meiner Überraschung reagierte der Personalchef aber keineswegs konsterniert oder ärgerlich auf meine Ausführungen. Stattdessen lächelte er mich wohlwollend an und lehnte sich entspannt auf seinem Stuhl zurück.

Auch die drei anwesenden Damen schienen meiner Bewerbung sehr aufgeschlossen gegenüberzustehen. Ich meinte ich sogar eine Art Blitzen in ihren Augen wahrzunehmen, als hätte ich gerade einen Flirt mit ihnen angefangen. Dies erschien mir in der Situation zwar recht unpassend, stimmte mich aber dennoch hoffnungsvoll.

So fühlte ich mich schon viel sicherer, als der Personalchef seine nächste Frage stellte: Was ich denn verändern würde, wenn man mir die ausgeschriebene Stelle geben sollte?

Eine Fangfrage, die in 99 Prozent aller Fälle dazu führt, dass man auf die eine oder andere Weise ins Fettnäpfchen tritt. Ich weiß nicht mehr genau, was ich damals geantwortet habe, sehe aber

noch genau die Gesichter des Personalchefs und der drei Damen vor mir: Ihre Blicke ruhten nun fast schon schwärmerisch auf mir! Als ich meine Ausführungen beendet hatte, war eine Zeit lang nichts zu hören als das leise Hämmern, mit dem der Praktikant die Tastatur seines Notebooks traktierte.

Dann geschah etwas, das für derartige Gespräche durchaus ungewöhnlich ist: Die Referentin des Personalchefs beugte sich zu diesem hin und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der Personalchef nickte zustimmend und eröffnete mir dann, dass in meinem Fall das Gespräch wohl abgekürzt werden könne. Man werde mich in nächster Zeit über den Ausgang des Bewerbungsverfahrens unterrichten.

Das freundliche Lächeln, das er dabei aufsetzte, und der fast schon warmherzige Abschied täuschten mich nicht: Zwei Tage später erhielt ich einen Brief, in dem mir mitgeteilt wurde, dass ich die Stelle zum Beginn des kommenden Monats antreten könne.

Erst später brachte ich den unerwartet positiven Verlauf des Vorstellungsgesprächs mit dem neuen Schatten in Verbindung, den ich von Shadow Colours erhalten hatte. Dunkel erinnerte ich mich an die Worte, mit denen der Schattenhändler diesen „De-Luxe-Schatten“ bei seinem Verkaufsgespräch angepriesen hatte – Worte, die ich damals als reines Werbegeplänkel abgetan hatte. Hatte er damals nicht etwas von „proskinetischer Vibration“ gefaselt? Davon, dass das Schattenmodell „De Luxe“ einen für das Gegenüber als Spiegelbild seines eigenen Ideals erscheinen lasse – und dass es deshalb bei der Partnersuche ebenso hilfreich sei wie beim beruflichen Aufstieg?

Ein Alptraum



Noch kein neues Datum? – Mein Tag-Nacht-Rhythmus scheint ja mittlerweile völlig durcheinandergeraten zu sein ...

Aber was spielt es in meiner Lage auch für eine Rolle, ob es nun früher Nachmittag, später Abend oder mitten in der Nacht ist!

Bin soeben aus einem seltsamen Traum hochgeschreckt: Ich sitze im Büro an meinem Schreibtisch, da spüre ich plötzlich etwas wie ein Kribbeln an meinem rechten Bein. Ich denke, dieses ewige Sitzen, ich müsste mal wieder Sport treiben! Da wird das Kribbeln stärker, und ich fühle ganz deutlich, wie etwas in mein Hosenbein schlüpft und sich vom Knöchel an aufwärts windet.

Ich möchte mich bücken, nachschauen, was da los ist, aber meine Hände sind wie festgeklebt an der Tischplatte, ich kann mich nicht bewegen. Der Druck auf mein Bein wird immer stärker, ich möchte um Hilfe rufen, aber ich bringe die Lippen nicht auseinander. Schließlich habe ich gar kein Gefühl mehr in dem Bein, es hängt wie abgestorben herunter.

Als Nächstes sehe ich mich aufwachen und mein Bein schütteln. Das ist das ganze Problem, denke ich, es war eingeschlafen, daher der komische Traum!

Aber nachdem ich mich – alles noch im Traum – wieder hingelegt habe, fängt das Kribbeln von neuem an. Diesmal strahlt es aber von meiner Lendengegend aus, von wo es langsam höher steigt, über den Bauch bis zum Hals, der erst anschwillt wie bei einer allergischen Reaktion und dann so zusammengeschnürt wird, dass ich keuche und nach Atem ringe.

Immer fester wird der Druck, bis ich schließlich gar keine Luft mehr bekomme und meine Zunge wie einen toten Fisch aus meinem Mund quellen fühle. Da schnellst etwas unter meiner Decke hervor, und meine hervortretenden Augen blicken in das Gesicht einer Schlange, die mich mit ihren Augen fixiert. Aber ihre Augen sind leer, es sind nur zwei schwarze Löcher, die sich immer mehr erweitern und mich mit unwiderstehlicher Kraft in sich hineinsaugen.

Schreiend fuhr ich von meiner Strohmatte hoch. Eine Zeit lang saß ich schweißgebadet da und wagte nicht, mich zu rühren. Ich wurde das Gefühl nicht los, noch immer zu träumen, fürchtete aber gleichzeitig, ich könnte mich irren, und die Schlange würde wirklich und wahrhaftig in der Kammer herumschleichen.

Erst als ich den Laptop eingeschaltet und seine kurze Begrüßungsmelodie vernommen hatte – das einzige Geräusch außer dem beständigen Tropfen, das hier zu hören ist –, war ich mir sicher, nur geträumt zu haben. Aber auch jetzt noch kommt es mir so vor, als würde mir etwas die Kehle zudrücken, und meine Zunge fühlt sich wund und geschwollen an.

Besuch vom Schattenhändler



Sonntag, 13. August

Keine neue Nachricht? Sollte man mich vielleicht vergessen haben in meinem dunklen, stinkenden Loch? Oder ist bei den Gangstern jetzt auch die Fünf-Tage-Woche eingeführt worden? Ja, ich weiß, mein Sarkasmus bringt mich auch nicht weiter. Außerdem habe ich mich an die Dunkelheit fast schon gewöhnt. Wenn es nur nicht so ungemütlich wäre hier!

Karriereträume

Beim Aufwachen musste ich an den Schattenhändler denken. Wie lange ist das jetzt her, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe? – Wahrscheinlich auch schon bald fünf Jahre ... Seit er mir damals den Thermoscanner ausgehändigt hat, habe ich ja nur noch per E-Mail mit Shadow Colours kommuniziert und hatte mit ihm persönlich nichts mehr zu tun.

Seltsam – ich habe dem Mann so viel zu verdanken, aber der Gedanke an ihn ist mir trotzdem eher unangenehm. Dabei kann ich mich kaum noch an ihn erinnern.

Gut, das Äußere, die Kleidung – das alles sehe ich noch genau vor mir. Wenn ich aber versuche, mir sein Gesicht vorzustellen, dann ist es, als würde ich in eines von diesen Kaleidoskopen blicken, in denen sich allerlei bunte Kristalle durch eine schwerflüssige Masse bewegen und dabei wechselnde Muster und Farbeindrücke erzeugen.

Ungefähr drei Monate nach dem Vorstellungsgespräch war er wieder bei mir aufgekreuzt. Ich hatte mich mittlerweile bei meiner neuen Stelle nicht nur gut eingearbeitet, sondern sogar schon begründete Hoffnungen auf eine Verbesserung meiner Position. Der stellvertretende Abteilungsleiter war völlig überraschend an einem Herzinfarkt gestorben. Trotz der Tatsache, dass ich erst vor kurzem in das Unternehmen eingetreten war, hatte ich gute Aussichten, seinen Posten zu übernehmen.

Der Grund dafür war vor allem, dass die Abteilungsleiterin mich besonders schätzte und sich des Öfteren mit mir beriet – teilweise auch außerhalb der Arbeitszeit, beim Mittagessen oder bei Anrufen am Wochenende. Sie hatte auch schon versucht, privaten Kontakt mit mir anzuknüpfen, aber hier war ich dann doch lieber auf Distanz gegangen. Schon damals hielt ich mich an meinen Grundsatz, das Private strikt vom Beruflichen zu trennen. Abgesehen davon war meine Vorgesetzte verheiratet.

Meiner Beliebtheit im Kollegenkreis schadete die Vorzugsbehandlung durch die Abteilungsleiterin übrigens in keiner Weise. Dafür sorgte ich auch selbst, indem ich mich – auch im Hinblick auf eine mögliche Bewerbung um den Stellvertreterposten – stets um freundliches, entgegenkommendes Auftreten bemühte.

Dabei kam mir zugute, dass ich mittlerweile gelernt hatte, meine Wirkung auf andere gezielt für meine Zwecke einzusetzen.

Die positive Ausstrahlung, die ich bei dem Vorstellungsgespräch ohne mein Zutun an den Tag gelegt hatte, konnte ich nun bewusst erzeugen. Ich hatte festgestellt, dass sie nicht so sehr auf dem beruhte, was ich sagte, sondern eher mit bestimmten Bewegungen zusammenhing, die ich beim Sprechen machte, mit meiner Art, mich zu geben und mich den anderen zu nähern. Auf diese Weise konnte ich anderen selbst dann sympathisch erscheinen, wenn der Inhalt meiner Rede ihnen unangenehm sein musste.

Das einzige Problem war, dass für die Bewerbung um den Stellvertreterposten eine Referenz erforderlich war – und die konnte ich nirgendwo auftreiben. Schließlich war ich bei meiner letzten Arbeitsstelle ja nicht nur rausgeworfen, sondern geradezu rausgeekelt worden. Jede Verbindung zwischen meinem alten und meinem neuen Arbeitgeber wäre daher schädlich für mich gewesen.

Ansonsten kannte ich aber niemanden, den ich um ein Empfehlungsschreiben hätte bitten können. Ich war in keinem bedeutenden Verein Mitglied, und ich hatte auch kein Ehrenamt inne oder war in irgendwelchen Organisationen oder Verbänden aktiv, auf deren Beziehungsnetz ich hätte zurückgreifen können. So war ich schon nahe daran, doch auf die Bewerbung zu verzichten.

Vertragliche Verpflichtungen

In dieser Situation klingelte es eines Sonntags frühmorgens an meiner Tür. Es war der Schattenhändler. Ich zuckte unwillkürlich zusammen, als ich ihn erblickte – vielleicht, weil sein Besuch so

unerwartet kam, vielleicht aber auch nur, weil ich gerade erst zu frühstücken begonnen hatte und noch gar nicht richtig wach war. Allerdings begrüßte er mich ausgesprochen herzlich, fast schon freundschaftlich, wodurch sich meine spontane Beunruhigung rasch wieder legte.

Wie selbstverständlich bewegte er sich durch den Korridor auf das Wohnzimmer zu, als hätte er jahrelang in meiner Wohnung gelebt. Wir setzten uns an den Frühstückstisch, und ich bot ihm eine Tasse Kaffee an, was er aber ablehnte.

Dann kramte er wieder – wie bei seinem ersten Besuch – in seinem Vertreterkoffer. Er nahm einige Unterlagen sowie diverse Utensilien heraus, die er offenbar eigens für das Gespräch mit mir zusammengestellt hatte. Mir fiel auf, dass er bei seinem ersten Besuch auch zum Frühstück gekommen war. Hatte das irgendetwas zu bedeuten? Versprach er sich von der morgendlichen Unaufmerksamkeit seiner Gesprächspartner Vorteile?

Mitten in meine Überlegungen hinein stellte der Schattenhändler den Vertreterkoffer neben seinen Stuhl und bemerkte beiläufig: "Tja, nun ist es schon wieder drei Monate her, seit Sie Ihren neuen Schatten bekommen haben. Ich hoffe doch, Sie sind zufrieden damit?"

"Ja, natürlich, ich wüsste gar nicht mehr, was ich ohne ihn machen sollte." Ich bemühte mich, auf seinen Small-Talk-Ton einzugehen, obwohl es mir gar nicht recht war, dass er so schnell auf dieses Thema zu sprechen kam. Andererseits war mir natürlich von Anfang klar gewesen, dass dies der Anlass für seinen Besuch war.

Er lächelte zufrieden. "Ich sagte Ihnen ja, dass wir auf diesem Gebiet über eine langjährige Erfahrung verfügen. Und dann haben Sie ja auch einen Schatten der *De-Luxe*-Klasse erhalten!"

Trotz seiner entgegenkommenden Art war mir sein Auftreten nicht ganz geheuer. Etwas Bestimmendes lag darin, wie bei einem Vorgesetzten, dessen ostentative Freundlichkeit im Umgang mit Untergebenen die Forderung nach unbedingter Unterordnung und Einsatzbereitschaft nur umso deutlicher hervortreten lässt.

Überhaupt wirkte er insgesamt viel gesetzter als bei seinem ersten Besuch. Entsprechend gediegen, fast schon feierlich war auch seine Aufmachung: Er trug einen dunklen Anzug, dazu ein weißes Hemd mit einer roten Krawatte, die freilich so grell leuchtete, dass sie unangenehm von der sonstigen Kleidung abstach.

"Ich hoffe", fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, "Sie erinnern sich noch an die Vereinbarung, die wir damals getroffen haben?"

"Die Vereinbarung?" echote ich. "Aber sicher doch, wie hätte ich die vergessen können?"

Die Vereinbarung! Wie hatte ich die vergessen können! Natürlich, damals, als ich ihm die Hand gegeben hatte, hatte ich sie nicht ernst genommen. Dabei hätte mir doch schon die Art seines Händedrucks klar machen müssen, dass diese Abmachung bindender war als jeder schriftliche Vertrag. Spätestens nach dem Gespräch mit Lina hätte ich wissen müssen, auf was ich mich da eingelassen hatte – und jetzt hatte ich das alles einfach verdrängt!

"Nun, dann können wir ja jetzt die Details besprechen ..." Die Art, wie er mich anblickte, verriet deutlich, dass er meinen Worten keinen Glauben schenkte. Es hatte etwas Spöttisches an sich, wie er einfach über meine offenkundige Verunsicherung hinwegging und sich der Besprechung der "Details", wie er es nannte, zuwandte.

Als Erstes machte er sich daran, mir mein "Werkzeug" – den Schattensensor und den Thermoscanner – zu erklären, zwei relativ kleine, unauffällige Geräte, die ich seitdem schon oft betätigt habe. "Am besten ist es", schloss er, "wenn Sie Sensor und Scanner immer bei sich tragen. Man weiß ja nie, wann einem ein passendes Objekt über den Weg läuft."

"Was passiert eigentlich", erkundigte ich mich, "wenn ich einmal kein 'passendes Objekt' finden sollte? Nehmen Sie mir dann den Schatten wieder weg?"

Ich hatte versucht, meiner Stimme einen scherzhaften Unterton zu geben, was mir allerdings nur schlecht gelang. Jedenfalls verstummte der Schattenhändler auf meine Bemerkung hin augenblicklich und fixierte mich mit seinen Augen. Sie schimmerten – jetzt erinnere ich mich wieder – ganz dunkel, wie von schwarzen Kontaktlinsen beschattet.

Ich fühlte mich, als würde mir jemand das Blut aus den Adern saugen. Für ein paar Sekunden schien es mir, als säße da kein Mensch, sondern nur ein Schatten vor mir.

Statt mir zu antworten, öffnete er eine Mappe, die er vor sich auf den Tisch gelegt hatte, und entnahm ihr eine glänzende Klar-sichthülle mit einem Papierbogen. Mein Blick fiel auf den edlen Briefkopf, mit dem er verziert war.

"Hier ist übrigens die Referenz, die Sie noch benötigen", sagte er leichthin.

Ich weiß noch, dass es mir in dem Augenblick war, als erwachte ich aus einem kurzen, aber intensiven Traum. Die Referenz war hervorragend: von einem mir zwar unbekannten, aber – wie den Angaben im Briefkopf zu entnehmen war – offenbar sehr renommierten Unternehmen verfasst. Meine Bewerbungschancen waren nun geradezu optimal.

Als ich von dem Schreiben aufblickte, hielt mir der Schattenhändler ein weiteres Papier hin, in dem meine Rechte und Pflichten als nebenamtlicher Vermittler schattenloser Personen an Shadow Colours aufgeführt waren: "Hier können Sie alles noch einmal nachlesen. Falls Sie Fragen haben, stehen wir Ihnen natürlich jederzeit zur Verfügung."

An das Weitere kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, dass ich mich, als der Schattenhändler gegangen war, leer und ermattet fühlte – wie nach einem um Haaresbreite verlorenen Marathonlauf. Ich musste mich hinlegen und fiel sofort in einen komatösen Tiefschlaf, aus dem ich erst am nächsten Morgen wieder erwachte.

Montag, 14. August

Es muss doch Lina gewesen sein, die neulich von meinem Schattensensor erfasst worden ist! Aber wie war das nur möglich? Warum ausgerechnet sie? Und was ist mit ihrem Schatten passiert?

Mein Gott, was ist bloß aus mir geworden?



II. Bei den Dunkelmännern



Rekonvaleszenz



Montag, 11. September

Das typische Rekonvaleszenzgefühl: Die Operation ist überstanden, der Patient ist wieder "in der Welt", aber die Narbe schmerzt noch, und der Geist ist noch immer benommen von der langen, anstrengenden Reise in den eigenen Körper.

Die Klosterzelle, in der ich untergebracht bin, verstärkt dieses Gefühl noch, da sie in ihrer Kargheit ein wenig an ein Krankenzimmer erinnert. Die Wände sind weiß und bilderlos, das schmale Fenster zwingt sich mühsam in das dicke Mauerwerk, und die Einrichtung besteht aus nichts als einem Bett, einem sparsam verzierten Bauernschrank, einem wackligen Tisch und einem Stuhl.

Der Schrank befindet sich rechts, das Bett mit dem quietschenden Lattenrost links neben der Tür. Der Tisch steht direkt vor dem Fenster. Dadurch ähnelt das Öffnen des Fensters zwar einer

Yogaübung für Fortgeschrittene. Der davorstehende Stuhl bietet dafür aber einen herrlichen Blick auf die Hügel, die sich hinter dem Klostergarten in der Ferne verlieren.

Ich habe das Fenster geöffnet, um den Duft des Abends zu spüren. Lange habe ich ihn nicht mehr in dieser Intensität wahrgenommen. Es riecht nach Kindheit, nach Räuber-und-Gendarm-Spielen zwischen hohen Maisstauden und schmalen Feldrainen, die sich der Nacht entgegenwinden, während sich über ihnen langsam das Tor zum Kosmos öffnet. Das Gefühl von Nachtwanderungen, scheuen Umarmungen und Grashalmen, die über den Köpfen rauschen und hinter denen die Sterne aufgehen und verschwinden, verschwinden und aufgehen ...

Aber eigentlich wollte ich ja meine alte Gewohnheit wieder aufnehmen und das Erlebte zu Erfahrungen ordnen. Nach den Geschehnissen der letzten Wochen ist mir selbst nicht mehr ganz klar, wer ich überhaupt bin. Es erscheint mir daher sinnvoller denn je, in dem Labyrinth der vergangenen Ereignisse nach Spuren meines Selbst zu suchen.

Neugeburt



Montag, 11. September, nachmittags

Ich habe mir mein "Gefängnistagebuch" ausdrucken lassen, um es noch einmal in Ruhe durchzulesen. Der letzte Satz steht mir noch immer vor Augen: "Mein Gott, was ist bloß aus mir geworden?"

Etwas dramatisch, aber wohl doch meiner damaligen Gefühlslage entsprechend. Heute könnte ich den Satz ergänzen um die Frage: "Was wird nun wohl aus mir werden?"

Um den Neuanfang auch für mich selbst zu unterstreichen, benutze ich ab sofort ein einfaches Schreibheft für meine Aufzeichnungen. Das scheint mir in der klösterlichen Umgebung hier auch weit passender zu sein als ein Laptop.

Zunächst möchte ich mir schreibend darüber Rechenschaft ablegen, was eigentlich mit mir passiert ist.

Nach dem letzten Eintrag in mein Gefängnistagebuch war ich wieder in einem meiner damaligen Dämmerzustände versunken. Dabei muss ich wohl eingeschlafen sein. Als ich erwachte, tastete

ich wie üblich nach dem Laptop, um nachzuschauen, ob mich dort eine Nachricht oder wenigstens ein neues Datum erwartete. Ich hatte die unbestimmte Hoffnung, dieses Mal mehr als nur eines dieser kryptischen Zeichen zu erhalten, die ja im Grunde nur ein Echo meiner eigenen Worte waren. Sobald ich jedoch an der Stelle angelangt war, an der bislang der Laptop gestanden hatte, musste ich feststellen, dass dieser entfernt worden war. Ich tastete die Einbuchtung mehrmals von oben nach unten, von hinten nach vorn und von rechts nach links ab, aber es bestand kein Zweifel: Der Laptop war weg.

Ich war völlig verzweifelt: Sollte ich jetzt auch noch der Möglichkeit beraubt werden, mit mir selbst Zwiesprache zu halten? Ich presste die Hände um meinen Schädel, bis ich die Adern unter der Kopfhaut pulsieren fühlte. Ich wollte schreien, aber die Angst vor dem Widerhall meiner eigenen Stimme ließ mich den Schrei verschlucken, so dass mir die Lunge weh tat von der Anspannung des zurückgestauten Schmerzes.

Ich überlegte, ob es möglich wäre, sich selbst zu töten, indem man den Kopf mit voller Wucht gegen die Wand rammt. Aber was, wenn der Plan fehlschläge und ich tagelang in meinem Blut liegen sollte, bis ich verrecken würde wie ein angeschossenes Tier?

Taumelnd wich ich zurück in den Raum und ließ mich auf die Knie fallen, um zu meiner Strohmatten zurückzukriechen. Ich wollte mich zusammenrollen und alles vergessen, mich wegschlafen aus diesem Loch in den Traum meines früheren Daseins, zu dem mir der Rückweg, ohne dass ich es wusste, längst versperrt war.

Zu meinem Glück funktionierte aber in der völligen Dunkelheit meine Orientierung nicht. Statt in Richtung meiner Schlafstatt kroch ich auf die Tür meines Kerkers zu. Unsicher, wo ich mich

befand, strich ich über das faulige Holz. Da spürte ich, wie die Tür nachgab, sich hin und her bewegte und schließlich, als ich heftiger gegen sie drückte, leise knarrte: Sie war nur angelehnt. Jemand hatte – so nahm ich an – vergessen, sie zu schließen, wodurch sich mir nun völlig unerwartet ein Weg in die Freiheit eröffnete.

Meine jähe Freude wich allerdings gleich darauf einer ebenso heftigen Enttäuschung. Leider nahm die Dunkelheit nämlich vor meinem Kerker keineswegs ab. Die Nacht um mich her blieb undurchdringlich.

Um mich in dem Gang, auf den ich offenbar hinausgetreten war, besser orientieren zu können, richtete ich mich vorsichtig auf und breitete die Arme aus. Da ich die Wände nicht mit beiden Armen gleichzeitig erreichen konnte, schätzte ich die Breite auf ungefähr zwei Meter. Die leicht angerundete Decke konnte ich berühren, wenn ich mich etwas streckte – die Höhe musste also ebenfalls etwas über zwei Meter betragen.

Ich wandte mich zuerst nach rechts, musste jedoch schon nach kurzer Zeit feststellen, dass es dort nicht weiterging. Anfangs glaubte ich zwar noch, auf dem richtigen Weg zu sein, da der Gang hier nach oben führte und mich so der Freiheit näher zu bringen schien. Er erwies sich jedoch als so steil, dass ich fürchten musste, auf dem feuchten Boden auszurutschen und wieder nach unten zu purzeln. Da ich mich dabei auf den ungleichmäßig verlegten Steinen leicht hätte verletzen können, kehrte ich lieber wieder um.

Nachdem ich mich einigermaßen an den glitschigen Untergrund gewöhnt hatte, bewegte ich mich relativ schnell und gleichmäßig durch die Dunkelheit. Nach einiger Zeit stieß ich jedoch mit dem Kopf gegen die Decke – offenbar hatte der Gang sich verengt. Als

ich die Arme ausstreckte, konnte ich nun spielend zu beiden Seiten die Wand ertasten.

Ein paar Schritte weiter musste ich sogar den Kopf einziehen, um weiter aufrecht gehen zu können. Gleichzeitig wurde der Boden immer abschüssiger. Ich musste mich an der Wand abstützen, um nicht auszurutschen.

Kurz darauf war der Gang schon so niedrig, dass ich mich nur noch auf den Knien fortbewegen konnte. Die Wände rückten jetzt auch immer näher an mich heran, so dass ich schließlich den Eindruck hatte, mich in einem Steinrohr zu befinden.

Ob das Ganze am Ende eine Falle war? Hatte man mich absichtlich aus meinem Kerker herausgelockt, um mich endgültig zu vernichten? Zum Umkehren war es nun jedoch zu spät. Denn noch während ich mich diesen Überlegungen hingab, spürte ich auf einmal ein dünnes Rinnsal unter meinen Knien, das rasch anschwell und mich meines Halts auf den glitschigen Steinen vollends beraubte.

Ich versuchte, mich an den Wänden festzuhalten, doch auch über diese troff das Wasser jetzt in immer dichter werdenden Strömen. So glitt ich wie auf einer Wasserrutsche durch den enger und enger werdenden Schacht, an dem ich an allen Seiten anstieß. Ohne den Gleiteffekt des Wassers wäre ich wahrscheinlich sogar in ihm stecken geblieben.

Immer steiler wurde der Gang, bis er am Ende fast senkrecht in die Tiefe führte und ich ohne jeden Halt durch ihn hinabstürzte. Nun war ich mir ganz sicher, dass die Entführer das Todesurteil über mich verhängt hatten. Es musste auf "Tod durch Ertrinken" lauten oder in einer besonders perfiden Form von Erstickungstod bestehen.

Unmittelbar darauf stieß ich mit den Füßen gegen zwei einander überlappende Ledervorhänge. Sie waren anscheinend sehr schwer, da sie sich trotz des gleichzeitig auf ihnen lastenden Drucks meines Körpergewichts und des herabströmenden Wassers nicht gleich öffneten. Schließlich gaben sie aber doch nach. Ich glitt durch sie hindurch und stürzte wohl einen Meter tief nach unten, direkt in ein Becken mit kaltem Wasser, in dem ich bis über den Kopf versank.

Als ich nach einigen Augenblicken prustend wieder auftauchte, konnte ich zuerst überhaupt nichts erkennen. Meine Augen waren an das Licht, das hinter dem Wasserschleier auf sie eindrang, einfach nicht mehr gewöhnt. Erst ganz allmählich fand ich mich blinzelnd in der neuen Umgebung zurecht.

Ich stellte fest, dass ich mich in einem gewölbeartigen Saal befand, an dessen Wänden in regelmäßigen Abständen Fackeln angebracht waren. Mein Wasserbecken stand in einer Wandnische, von der aus ich nach rechts auf eine kleine Empore und nach links auf einen im Fackelschein glitzernden Marmorboden blicken konnte, der sich in der Tiefe des Raumes verlor. Dazwischen standen einzelne Säulen, die das Kreuzgewölbe abstützten.

Sobald ich mich einigermaßen orientieren konnte, war natürlich mein erster Impuls, das Becken zu verlassen: War ich nur in ein neues, größeres Gefängnis hineingeraten oder konnte ich womöglich durch eine verborgene Tür in die Freiheit gelangen?

Kaum machte ich aber Anstalten, aus dem Becken zu steigen, da vernahm ich plötzlich ein vielstimmiges Summen. Gleichzeitig fiel mein Blick auf eine Reihe weiterer Fackeln, die zuvor von den Säulen verdeckt worden waren.

Während das Summen in einen leisen, monotonen Singsang überging, schwebten die Fackeln langsam auf mich zu. Wie mir

schien, wurden sie von Mönchen und Nonnen gehalten, die mit ihren schwarzen Gewändern und tief ins Gesicht gezogenen Kapuzen in der Dunkelheit zunächst unsichtbar gewesen waren. Sie ordneten sich sternförmig an und bewegten sich im Takt ihres gleichförmigen, für mich unverständlichen Gesangs auf mich zu.

Vor mir angekommen, hoben sie die Fackeln über ihre Köpfe und hielten sie gegeneinander, so dass das Feuer zu einer einzigen, hoch auflodernden Flamme zusammenschoss. Dabei fixierten sie einen Punkt hinter mir an der Wand, auf dem sich das Flackern der Flammen in einem bizarren Schattenspiel spiegeln musste.

Unwillkürlich drehte ich mich um und suchte die Wand nach dem Tanz der Schatten ab, in dessen Zentrum sich mein eigener Schatten befinden musste. Ich erblickte jedoch nur den Schatten des Wasserbeckens und des Rauchs, den die Fackeln abgaben – mein eigener Schatten war nicht zu sehen.

Als ich mich wieder zu den Gesichtern der Fackelträger umwandte, sahen diese mich ebenso ausdruckslos an wie zuvor. Auch der monotone Singsang setzte sich unverändert fort. Gleichzeitig senkten die Fackeln sich langsam in Richtung meines Beckens, weshalb ich ungeachtet der Umzingelung Anstalten machte, aus dem Wasser herauszuspringen.

Im gleichen Augenblick vernahm ich ein gewaltiges Zischen: Die Flammen ertranken im Wasser. Während es wieder völlig dunkel um mich wurde, griffen unzählige Arme nach mir und hoben mich aus dem Becken heraus. Ein wohlriechender Rauch stieg mir in die Nase, der mich ganz benommen machte.

Kurz darauf muss ich das Bewusstsein verloren haben. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der Kammer, in der ich auch jetzt noch untergebracht bin.

Das Bild des Mönchs



Dienstag, 12. September

Es ist wirklich alles sehr klösterlich hier. Es heißt, der Orden habe die alte Klosteranlage verkaufen wollen, nachdem die letzten Mönche den Unterhalt allein nicht mehr bewältigen konnten. Da sich die Suche nach einem Käufer schwierig gestaltete, habe man sich darauf eingelassen, das Gebäude vorübergehend zu einem symbolischen Mietpreis einer Laienbruderschaft zu überlassen. Demnach wäre das hier also nur eine Heimat auf Zeit für die "Dunkelmänner" – diese für mich noch immer rätselhafte Vereinigung, in deren Mitte ich nun schon seit einiger Zeit lebe. Bei Auftauchen eines solventen Käufers würde der Konvent den Mietvertrag wohl umgehend auflösen. Darüber hinaus frage ich mich aber auch, ob die Art des Zusammenlebens hier dem entspricht, was man sich auf kirchlicher Seite unter einer "Laienbruderschaft" vorstellt.

Allerdings: Was weiß ich schon vom Klosterleben? Nur ein einziges Mal habe ich nähere Bekanntschaft mit einem Mönch geschlossen. Eigentlich war er zu der Zeit sogar erst Novize, und ich

habe ihn auch schon vor seinem Entschluss zum Eintritt ins Kloster gekannt.

Es handelte sich um einen Freund, den ich während meiner Lehrjahre an der kaufmännischen Schule kennengelernt hatte. Er selbst hat dort das gefunden, was wohl allgemein als die "Frau fürs Leben" bezeichnet wird. In diesem Fall war das allerdings weit mehr als eine Floskel. Die beiden waren wirklich wie zwei Elementarteilchen, die gar nicht anders konnten, als bei ihrer Begegnung eine Einheit zu bilden.

Entsprechend amputiert hat sich mein Freund gefühlt, als seine Angela bei einem Autounfall ums Leben kam. Ich weiß noch, wie er damals wochenlang in eine Ecke gestarrt und kaum noch etwas geredet hat.

"Es ist, als hätte man mir das Herz herausgerissen", hat er einmal zu mir gesagt, als ich ihn nahezu angefleht habe, ein paar Worte mit mir zu wechseln. "Als würde ein Riss mitten durch mich hindurchgehen. Als würde eine Wunde in mir klaffen, die durch nichts zu heilen ist."

Für ihn war es in der Situation vielleicht wirklich die beste Lösung, ins Kloster zu gehen. Ihm hat das Halt gegeben und ihn so vor einem Sturz in die Bodenlosigkeit eines umnachteten Leben bewahrt, vor dem manch anderer in die Alkoholsucht geflohen wäre.

Als ich ihn einmal im Kloster besucht habe, war der einzige Schmuck in seiner Kammer ein Foto, das er auf seinen wackligen Nachttisch gestellt hatte. Mir war klar, dass das Angela sein musste. Das Bild war aber seltsam verschwommen, wie durch einen Nebel hindurch aufgenommen.

Ich wagte es zuerst nicht, ihn auf das Bild anzusprechen, da ich nicht an alte Wunden rühren wollte. Da er aber das Foto so offen

in seiner Kammer platziert hatte, fragte ich schließlich doch beiläufig: "Das ist Angela, nicht?"

"Ja und nein", antwortete er mit einem ebenso melancholischen wie gelassenen Blick.

Ich sah ihn verwirrt an. "Was soll das heißen – ja und nein? Entweder sie ist es, oder sie ist es nicht."

Er lächelte nachsichtig. "Sie ist es, weil das Foto das Gesicht zeigt, das sie der Welt zugewandt hat. Und sie ist es nicht, weil ihr Wesen von keinem Bild der Welt eingefangen werden kann."

An die Worte musste ich neulich denken, als ich Lina hier wieder gesehen habe. Ihr Gesicht war in meiner Erinnerung genauso verschwommen gewesen wie das Bild von Angela in der Kammer meines Freundes. Wenn mich jemand gebeten hätte, es zu beschreiben – es wäre nur etwas Vages, Ungefähres dabei herauskommen, das ich zudem immer wieder mit anderen Zügen ausgestattet hätte.

Auch jetzt, da ich sie jeden Tag sehe, geht es mir nicht anders. Wenn ich an sie denke, zerfließt ihr Gesicht vor meinen Augen zu einem windbewegten Meer, auf dessen Wellen die Sonne ein Kaleidoskop funkelnder Edelsteine streut. Und jeder Edelstein erzählt eine andere Geschichte.

Die Liebe kennt wohl wirklich keine Bilder. Keine Bilder, keinen Raum und keine Zeit. Deshalb würde ich auch nie ein Foto von Lina bei mir aufstellen. Denn jedes Foto eines Menschen widerspricht seiner Struktur nach dem Wesen der Liebe. Es zeigt das Bild, das sich dem Spiegel der Welt eingeprägt hat, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort. Es tut also genau das, was der Liebe fremd ist: Es sperrt einen anderen Menschen in den Käfig seiner äußeren Erscheinung.

Unverhofftes Wiedersehen



Dienstag, 12. September, nachmittags

Wie ist das noch gewesen, als ich mich vor nunmehr einem Monat in dieser Kammer wiederfand? Als ich plötzlich wieder das Kitzeln des Lichtes auf meinen Augen spürte?

Ich glaube, ich war zunächst verwirrt von all den Erinnerungssplittern, die wie Sternschnuppen an meinem inneren Auge vorbeiflogen. Waren das Traumbilder? Oder hatte ich all das wirklich erlebt?

Irgendwann habe ich mich dann ans Fenster gestellt, mit dem Gesicht zur Tür, um in dem einfallenden Sonnenlicht zu überprüfen, ob ich meinen Schatten wirklich ein zweites Mal verloren hatte. Und tatsächlich: Die Sonnenstrahlen ignorierten mich wie-

der, genau wie bei meinem ersten Schattenverlust. Nicht das geringste Abbild meines Körpers war auf dem Boden zu erkennen. Allerdings war ich dieses Mal nicht so entsetzt darüber wie damals. Ich verspürte sogar eher ein Gefühl der Erleichterung – auch wenn ich dies anfangs eher auf die überstandene Dunkelhaft zurückführte.

Als ich noch so dastand und in mich hineinhörte, klopfte es plötzlich an der Tür. Unwillkürlich zuckte ich zusammen – ob ich jetzt wohl zu irgendeinem Verhör abgeholt werden sollte?

Als ich aber die Tür öffnete, stand Lina vor mir. Vor lauter Freude und Erleichterung umarmte ich sie spontan, löste mich dann aber gleich wieder von ihr. Ich schämte mich, ihre Körperdaten an Shadow Colours weitergeleitet zu haben.

In Linas Blick lag jedoch nicht der geringste Vorwurf. "Wir haben nicht viel Zeit", sagte sie mit ruhiger Stimme. "Ich wollte dir nur noch etwas zur Stärkung vorbeibringen, bevor wir zu George gehen."

Sie trat ins Zimmer und breitete ein Lunchpaket auf dem Tisch aus. Es war, als wären wir nie getrennt gewesen.

"Zu George?" echote ich, ohne auf den Inhalt ihrer Worte zu achten. Ich war ganz damit beschäftigt, in ihren Augen zu lesen.

"Ach ja, natürlich, du weißt ja noch gar nicht, wo du dich befindest! Das hier ist ein ehemaliges Kloster, das von den Dunkelmännern als Meditationszentrum genutzt wird", erklärte sie mir.

"George ist so etwas wie unser Spiritus Rector. – Du hast doch schon von den Dunkelmännern gehört?"

Ich schüttelte den Kopf. Dass ich vom *Club der Dunkelmänner* früher schon einmal eine E-Mail erhalten hatte, fiel mir erst später wieder ein, als George mich darauf aufmerksam machte.

Lina wirkte überrascht. "Komisch, ich dachte, jemand wie du müsste über die Bescheid wissen. Na ja, aber du hast ja gleich einen Termin bei George – da wirst du alles über unsere Vereinigung erfahren."

Diese Auskunft war mir nach den vergangenen Tagen dann doch etwas zu knapp. "Dass Kidnapping bei euch ganz oben auf der Tagesordnung steht, habe ich ja schon am eigenen Leib erfahren", bemerkte ich halblaut.

Ich bereute meine Worte sogleich, als ich sah, wie liebevoll Lina den Imbiss auf dem Tisch angerichtet hatte. Sie schien mir den kleinen Gefühlsausbruch allerdings nicht übel zu nehmen. "Ich kann mir gut vorstellen, wie du dich jetzt fühlst", sagte sie, während sie den Ersatzstuhl von der Wand an den Tisch heranzog. "Mir ist es auch nicht anders gegangen, als ich hierhergekommen bin."

Ich setzte mich zu ihr an den Tisch. "Was? Soll das heißen, dass du auch diese Dunkelhaft über dich ergehen lassen musstest?" Irgendwie war ich davon ausgegangen, dass man sie hier freundlicher behandelt hatte als mich.

Lina schnipselte ein paar Gurkenscheiben auf das Käsebrod in der geöffneten Brotdose und schob diese vor mich hin. "Ja, ich habe das auch alles mitgemacht", bestätigte sie. "Schließlich hatte ich mich ja auch mit Shadow Colours eingelassen. Und die einzige Möglichkeit, deren Schattenattrappen wieder loszuwerden, ist nun einmal die Dispersionsmethode. Dabei wird der künstliche Schatten in einer simulierten Totalfinsternis vom Körper abgetrennt und dann in der umgebenden Dunkelheit aufgelöst."

Ich biss mit großer Lust in das Käsebrod. Nie hatte ich etwas Köstlicheres gegessen! "Und wann haben sie dich geschnappt?" fragte ich mit vollem Mund.

"So würde ich das nicht nennen", korrigierte mich Lina. "Der Ausdruck scheint mir eher auf Shadow Colours zu passen. Bei mir war es so, dass ich gleich nach unserer Unterhaltung in dem Gartencafé ... Erinnerst du dich überhaupt noch daran?"

Ich nickte – dabei hatte ich den Inhalt des Gesprächs schon fast vergessen.

"Nun, damals hatte ich auf einmal das Gefühl", fuhr Lina fort, "als würde ein Fremder sich in mein Gehirn einloggen und es systematisch umpolen. Da habe ich mich dann an die E-Mail von den Dunkelmännern erinnert, die ich nicht lange nach meinem Schattenverlust erhalten hatte. Als die hörten, dass ich die Schattenadhäsion schon hinter mir hatte, haben sie sofort einen Termin mit mir ausgemacht, wie bei einem Notfall, und dann bin ich sofort ..."

"Warte mal", unterbrach ich sie. "Soll das heißen, dass du freiwillig in dieses Verlies gegangen bist?"

Lina lächelte mich nachsichtig an. "Es war meine einzige Chance. – Du wirst auch noch merken, dass das hier keine Verbrecherorganisation ist."

In diesem Punkt war ich mir noch immer nicht ganz sicher – auch wenn Linas Anwesenheit hier in der Tat nicht für kriminelle Absichten sprach. "Aber ... warum hat man mich dann entführt?" fragte ich vorsichtig.

"Das hast du mir zu verdanken", gestand sie freimütig.

Sie hielt kurz inne, um mir Zeit zu geben, meinen Schrecken zu verdauen. Dann erklärte sie: "Ich werde demnächst an einer wichtigen Mission der Dunkelmänner teilnehmen, die du durch die Meldung an Shadow Colours in Gefahr gebracht hast. In einer solchen Situation gibt es für uns zwei Möglichkeiten: Wir können den Denunzianten über unsere Kanäle in Verruf bringen, so dass

seine Meldung unglaublich erscheint. Als potenzieller Saboteur wird er dann von seinen eigenen Leuten überwacht und – wobei wir natürlich kräftig nachhelfen – allmählich von ihnen fallen gelassen."

Sie sah mich ernst an. "Am Ende steht das soziale Abseits, mit dem der Betreffende umso weniger klar kommt, als er in seinem eigenen Schatten gefangen bleibt und deshalb gar nicht verstehen kann, was mit ihm passiert. Dieses Schicksal wollte ich dir ersparen. Ich habe mich deshalb bei George dafür verbürgt, dass aus dir ein zuverlässiges Mitglied unserer Gemeinschaft werden kann, wenn man dir die Chance dazu gibt."

Eine recht gewöhnungsbedürftige Logik, dachte ich. Sollte ich mich jetzt etwa geschmeichelt fühlen, dass man mich erst verschleppt, dann tagelang wie einen Schwerverbrecher eingesperrt und schließlich auf eine halsbrecherische Reise durch ein Abwasserrohr geschickt hatte?

Ich biss noch einmal in das Käsebrot. "Also ehrlich, Lina, bei aller Liebe – ich weiß nicht, ob du da nicht zu viel von mir erwartest."

Aber Lina ließ sich nicht beirren. "Natürlich bekommst du eine Probezeit. Danach kannst du dich frei entscheiden, ob du bei uns bleiben oder dein früheres Leben wieder aufnehmen willst."

"Und mein Schatten?" wollte ich wissen.

"Der ist nun allerdings aufgelöst", erklärte Lina ungerührt. "Bei einer Rückkehr in dein altes Leben müsstest du dir von der Schattenermittlungsstelle wieder einen Behelfsschatten ausstellen lassen."

Bei der Erwähnung der Schattenermittlungsstelle stieg sofort dieses Gefühl des Ausgeliefertseins und der Erniedrigung in mir auf, das mich damals in die Arme von Shadow Colours getrieben hatte. Von dem Augenblick an wusste ich, dass es für mich kein

Zurück mehr gab. Ich musste mich mit meiner Situation abfinden, ob ich wollte oder nicht.

Lina sah auf die Uhr. "Ich glaube, wir sollten uns langsam auf den Weg machen. George hat immer einen ziemlich vollen Terminkalender."

Damit erhob sie sich und zeigte mir die Kleider, die im Schrank für mich bereitlagen. Ich sah, dass es sich um eine Auswahl meiner eigenen Kleider handelte, die offenbar mit Bedacht zusammengestellt worden war. Mein Schlafanzug war darunter, auch meine Trainingshose, zwei Pullover, zwei Hemden, zwei Hosen, Unterwäsche, Strümpfe, eine Winterjacke – nur der Anzug fehlte.

Ich erschrak zwar bei dem Gedanken, dass jemand in meine Wohnung eingebrochen war, war aber doch froh, endlich dieses kartoffelsackartige Gebilde ausziehen zu können, das mittlerweile schon vor Dreck starrte und nach Schweiß und fauligem Wasser stank.

Erste Begegnung mit George



Mittwoch, 13. September

Der Duft der Erwartung

Kommt es mir nur so vor, oder nimmt die Anspannung um mich her wirklich mit jedem Tag zu? Jetzt sind es nur noch zehn Tage bis zum 23. September, dem Tag, an dem eine der beiden großen Jahresmessen stattfinden soll, die George mir gleich bei unserem ersten Gespräch feierlich angekündigt hatte. Auch wenn niemand offen darüber spricht, scheint es mir doch, als wären seit einiger Zeit alle in Gedanken mit diesem Tag beschäftigt.

Ich frage mich, woher dieser Eindruck eigentlich kommt. Im Grunde ist doch alles wie immer: Morgens gemeinsame "Sammlung", dann Frühstück, Arbeit in den Gemüsegärten oder in den Klosterwerkstätten (von der nur diejenigen befreit sind, die sich

gerade auf eine dieser ominösen "Missionen" vorbereiten), Mittagessen, Nachmittag zur freien Verfügung und schließlich zweimal die Woche Abendmeditation.

An nichts von alledem hat sich etwas geändert – und doch nehme ich alles anders wahr als sonst. Die Stimmung erinnert mich ein bisschen an die Vorweihnachtszeit, wie ich sie als Kind erlebt habe. Damals hatte ja auch allein die Erwartung des kommenden Festes allen Ereignissen eine besondere Aura verliehen, als wären sie nur dazu da, den Duft des Geheimnisses auszuströmen, das die bevorstehende Feier umgab. Aber vielleicht kommt mir das ja auch nur deshalb so vor, weil mir niemand recht erklären kann (oder will), worin die Besonderheit dieser Jahresmessen eigentlich besteht.

Das war schon bei meiner ersten Begegnung mit George so. Es hieß zwar, ich sei ein Glückspilz, dass ich so kurz vor diesem großen Ereignis zu den Dunkelmännern gestoßen sei. Auf meine Frage, worum genau es sich dabei handle, erhielt ich jedoch auch damals schon keine klare Antwort.

Allerdings hatte ich zu dem Zeitpunkt auch andere Dinge im Kopf. Außerdem war ich noch nicht so tief in das Gemeinschaftsleben eingedrungen, dass mir eine in sechs Wochen stattfindende Messe besonders bedeutungsvoll erschienen wäre. Was mir seinerzeit viel wichtiger war, war vor allem George selbst.

Ein Kabinett voller Überraschungen

Ich hatte kaum mein Käsebrod vertilgt, als Lina mich auch schon zu Georges Kabinett brachte. Dort verabschiedete sie sich fürs Erste von mir – Begrüßungen von Neuankömmlingen nehme George stets allein vor.

Nach kurzem Anklopfen trat ich ein. Mein Blick fiel auf eine Frau, die sich in einem schwarzen, hautengen Lederanzug auf einem altmodischen Plüschsofa räkelte.

Ich wollte gerade nach George fragen, da sprach mich die Dame an: "Du bist also der Neue? – Komm, setz dich doch!"

Sie wies auf einen Sessel neben dem Sofa. Als ich nicht gleich reagierte, fügte sie mit kokettem Augenaufschlag hinzu: "Ich beiße nicht ..."

Verwirrt nahm ich Platz. Ich sah mich vorsichtig um – aber außer uns beiden war niemand zu sehen. Sollte das etwa bedeuten, dass es sich bei George um eine Frau handelte?

Natürlich, der Name konnte auch eine Kurzform von "Georgia" oder "Georgina" sein. Aber warum hatte Lina mich dann nicht vorgewarnt? Sie hätte sich doch denken können, dass ich bei dem Namen "George" zunächst an einen Mann denken würde!

George lächelte, offenbar amüsiert über meine Verwirrung. "Darf ich dir etwas Rotwein anbieten? Ich trinke nachmittags immer ein Schlückchen ..."

Ich lehnte nicht ab – etwas Alkohol erschien mir in der Situation als Entspannungshilfe sehr willkommen. Während George den Wein holte, hatte ich Gelegenheit, mich in der Kammer umzusehen. Sie war fast ebenso klein wie die, in der ich untergebracht war. Auf den ersten Blick wirkte sie allerdings größer, weil die Wände nicht so kahl waren und das Zimmer durch eine herausgebrochene Tür mit dem Nebenraum verbunden war, der George als kombiniertes Arbeits- und Schlafkabinett diente.

Die Kammer, in der ich gerade saß, wurde offenbar als Wohn- und Empfangsraum genutzt. Umso mehr befremdeten mich die Bilder, die hier an der Wand hingen. Es handelte sich dabei um

Aquarelle, die ausnahmslos nackte Körper zeigten. Einige waren auch in unzweideutigen Posen miteinander vereint.

Als ich George aus dem Nebenraum zurückkommen hörte, wandte ich rasch den Blick von den Bildern ab, wie ein Kind, das bei einer verbotenen Handlung ertappt worden ist. Aber George hatte natürlich längst bemerkt, was meine Aufmerksamkeit fesselte. Vielleicht war sie sogar extra in den Nebenraum gegangen, um mich der Wirkung der Bilder zu überlassen.

"Gefallen dir meine Aquarelle?" fragte sie, während sie mir Wein einschenkte. "Ich male für mein Leben gern! Gibt es eine bessere Möglichkeit, sich ganz mit seiner Umgebung im Einklang zu fühlen?"

"Ich weiß nicht – ich habe noch nie gemalt ..." Die Unbefangenheit, mit der George über die Bilder redete, verstärkte meine Verunsicherung noch. Mir war plötzlich ganz heiß, meine Gesichtshaut kribbelte – ich war doch nicht etwa errötet?

George lächelte vielsagend, während sie sich wieder auf dem Sofa niederließ. "Wenn du möchtest, bringe ich dir gern mal ein paar Kniffe bei", bot sie mir an.

Sie hatte eine wohlklingende Stimme, die den Raum ganz mit ihrer Präsenz ausfüllte. In Verbindung mit den grellrot bemalten Lippen in ihrem ansonsten – bis auf die Kajalstiftstriche um die Augen – ungeschminkten Gesicht hatte das etwas ausgesprochen Betörendes. Das erleichterte es mir nicht gerade, mich auf unser Gespräch zu konzentrieren. Dass ich den Wein viel zu schnell heruntergekippt hatte, war sicherlich auch nicht hilfreich.

George lehnte sich in ihrer Sofaecke zurück und wurde etwas ernster: "Lina wird dir schon einiges über uns erzählt haben, nehme ich an?"

Ich schüttelte den Kopf. "Eigentlich nicht. Nur, dass ihr mich entführen musstet, weil ich sonst ihre Mission gefährdet hätte. Aber was das für eine Mission sein soll, hat sie mir nicht verraten."

"Da hat sie auch gut daran getan." George strich sich durch ihr schwarzes, kurz geschnittenes Haar, in dem ein paar rote Strähnen funkelten. Ich überlegte, wie alt sie wohl sein mochte. Ich schätzte sie auf etwa 40 Jahre, aber Lina sagte mir später, dass sie schon über 50 sein soll. Andere wieder beteuern, George sei nicht älter als 35.

"Trotzdem wäre ich dankbar für ein paar Erklärungen", beharrte ich. "Immerhin habt ihr mich gegen meinen Willen hierher verschleppt, mich tagelang in einem stockdunklen Loch schmoren lassen und dann wie Abfall durch ein Kanalrohr gejagt. Da wüsste ich doch recht gern, woher ihr das Recht nehmt, euch so in mein Leben einzumischen!"

George setzte wieder ihr entwaffnendes Lächeln auf. Ich spürte, dass der Wein meine Zunge wohl zu sehr gelöst hatte, und errötete erneut. Dabei war mir das schon seit Jahren nicht mehr passiert!

George sah mich belustigt an – ein bisschen wie eine Grundschullehrerin, die einer Beschwerde des Klassensprechers über die angeblich viel zu zeitaufwändigen Hausarbeiten zuhört. "Wie sagt man doch so schön? – Reisende soll man nicht aufhalten: Wenn du nicht bei uns bleiben möchtest, kannst du jederzeit wieder gehen", versicherte sie mir.

Sie schenkte mir noch etwas Wein ein. Höflichkeitshalber wehrte ich ab, aber George goss mir das Glas trotzdem bis zum Rand voll. Ich nahm einen Schluck, dann fragte ich: "Und wie soll das möglich sein ohne Schatten?"

George erhob sich, stellte sich vor mich hin und vollführte eine Art von tänzerischer Drehung. Unwillkürlich blickte ich auf die Wand, auf der Suche nach dem Schattenspiel, in das die hereinfallenden Sonnenstrahlen ihre Bewegungen hätten übersetzen müssen – wenn sie einen Schatten gehabt hätte. Aber an der Wand war nichts zu sehen außer einem Aquarell mit ineinander verschwimmenden Leibern, die bei näherem Hinsehen als zwei männliche Körper zu erkennen waren.

"Wir können hier alle recht gut ohne Schatten leben", bemerkte George, nachdem sie ihre kleine Demonstration beendet hatte. "Vielleicht versuchst du es einfach auch mal eine Zeit lang, und dann sehen wir weiter."

Dies war schon kein Vorschlag mehr, sondern eher eine Art Befehl. Ich begriff, dass es mir zwar freigestellt war, ob ich mich hier als Gefangener oder als Gast fühlen wollte. So oder so wäre ich aber wohl auf unbestimmte Zeit an diesen Ort gebunden. Umso gespannter war ich auf die Erläuterungen, die George mir geben würde.

Zu meiner Enttäuschung beschränkte George sich bei ihrem kleinen Begrüßungsvortrag allerdings auf allgemeine Dinge: Tagesablauf, Gemeinschaftsleben, etc. Vieles – darunter die Art der Messe, die in zehn Tagen stattfinden soll – blieb offen, und manches verstand ich auch nicht. George meinte jedoch dass dies auch nicht nötig sei. Das meiste müsse ich ohnehin selbst erleben, um es zu begreifen.

Damit war meine Audienz bei der Hohepriesterin dieser obskuren Vereinigung auch schon wieder beendet. Benebelt vom Wein und verwirrt von der seltsamen Begegnung wankte ich zurück in meine Kammer.

Grassroots-Meditationen/1



Samstag, 16. September

Das Übel an der Wurzel packen

Warum die Dunkelmänner "Dunkelmänner" heißen? Vielleicht, weil sie wollen, dass Wesen und Ziele ihrer Vereinigung "im Dunkeln" bleiben. Diesen Eindruck werde ich auch jetzt noch – nachdem ich nun schon seit vier Wochen den Alltag mit den Menschen hier teile – nicht los.

Vielleicht muss ich wirklich bis zu der mysteriösen Jahresmesse in einer Woche warten, um klarer zu sehen. Möglicherweise ist das ja so eine Art Initiationsritus, durch den Neuankömmlinge zu vollwertigen Mitgliedern der Gemeinschaft aufsteigen und dann auch eingehender über deren Ziele aufgeklärt werden. Einstweilen muss ich mich aber damit begnügen, aus dem Alltagsleben

selbst die Ideale abzuleiten, auf denen das Gemeinschaftsleben fußt.

George hatte schon Recht mit dem, was sie mir bei unserer ersten Begegnung gesagt hat: Manches lässt sich in der Tat schwer beschreiben. Es muss erlebt werden, um fassbar zu sein. Das gilt sicher auch für die Grassroots-Meditationen.

Die zentrale Idee dieser speziellen Art von Kontemplation ist es, das Übel "an der Wurzel" zu packen. Dafür gibt George jeweils ein bestimmtes Motto vor – oft ein Zitat aus religiösen Schriften, nicht selten aus der Bibel –, und dann lassen alle ihren Assoziationen freien Lauf.

Georges Erklärung zu dieser Vorgehensweise: "Das Innere ist wie ein Spiegel, der ständig beschlägt. Wir brauchen den Luftzug freier Assoziationen, um klare Sicht auf ihn zu bekommen."

So sollen die Grassroots-Abende also dazu dienen, den Meditierenden den Weg zu sich selbst zu ebnen. Wie bei einer Selbsttherapie werden Hindernisse beiseitegeräumt – falsche Annahmen über die eigene Persönlichkeit, Verblendungen und Irrwege, die eine im Wortsinn selbst-sichere Verwurzelung im eigenen Ich erschweren.

Die Hoffnung dabei: Wer sich besser kennenlernt und sich selbst gegenüber ehrlich ist, handelt im Alltag bewusster. Dies soll die Gefahr verringern, Ressentiments, die sich im Kern gegen das eigene Ich richten, an anderen abzureagieren. In diesem Sinne soll mit den Grassroots-Meditationen zu den Wurzeln von Hass, Aggression und Missgunst vorgedrungen werden.

Ob das aber wirklich funktioniert? Wenn sich alles nur in dem Schonraum dieser Klostermauern abspielt, bleibt draußen in der wirklichen Welt doch alles beim Alten! Oder soll durch die geheimnisvollen "Missionen", von denen immer wieder gemunkelt

wird, etwas von dem hier gepflegten Geist nach draußen getragen werden? Aber wie sehen diese Missionen aus? Und lässt sich mit einzelnen Aktionen überhaupt eine dauerhafte, nachhaltige Wirkung erzielen?

Hinzu kommt: Die Grassroots-Meditationen mögen ja eine ganz nette Idee sein. Meiner eigenen Erfahrung nach lassen sie sich aber nur schwer umsetzen. Immer wieder bin ich bei den geistigen Reisen ins eigene Ich auf Mauern gestoßen, die ich aus eigener Kraft nicht überwinden konnte. Das war auch bei der gestrigen Grassroots-Meditation wieder so.

1. Ein Bote Satans gegen die Überheblichkeit

Wie immer saßen wir alle verstreut in dem großen Gewölbe, in dem ich nach meine Dunkelhaft gelandet war – ein jeder dort, wo es ihm gerade gefiel, vor uns das Stehtablett mit dem Laptop darauf. Es waren keine Fackeln angezündet worden, so dass der Raum nur von dem Flimmerlicht unserer Bildschirme erhellt wurde.

Als ich von dem Laptop aufblicke, sehe ich nichts als die Schemen von Gesichtern, die konzentriert auf das unbeschriebene elektronische Blatt vor sich starren und darauf warten, dass George das Meditationsthema eintippt. Es ist förmlich zu spüren, wie die Anspannung in dem ganzen Raum noch einmal zunimmt, als auf dem Bildschirm endlich die Bewegung der Buchstaben sichtbar wird:

"Damit ich wegen der einzigartigen Offenbarungen nicht überheblich werde, wurde mir ein Stachel ins Fleisch gestoßen: ein

Bote Satans, der mich mit Fäusten schlagen soll, damit ich nicht anmaßend werde."

Nachdem die Buchstabenbewegung abgeebbt ist, bleibt es zunächst ganz still in dem Gewölbe. Dann ist das erste schüchterne Klicken der Tasten zu hören, immer mehr Finger huschen über die Tastaturen, bis schließlich von überallher der Rhythmus computergestützter Gedankenarbeit an mein Ohr dringt. Ich fühle mich gestört davon und habe Schwierigkeiten, mich auf das Meditationsthema einzulassen.

Außerdem hemmt es mich, dass George alles mitlesen kann, was wir schreiben. Natürlich ist mir klar, dass ich auch einfach die Hände in den Schoß legen könnte – einen Schreibzwang gibt es nicht. Aber das eifrige Bearbeiten der Tasten um einen her erzeugt doch eine Art Gruppendruck. Wer nicht auf das "Angebot" eingeht, fühlt sich zwangsläufig unbehaglich.

Schließlich fällt mir doch etwas zu dem Satz ein – er erinnert mich an einen Politologieprofessor, bei dem ich einmal ein Seminar über "Strukturelle Gewalt" besucht hatte. Er sprach detailliert über die Ausbeutung der "Dritten Welt", über Brückenkopf-Theorie und Neokolonialismus, war dabei aber so verliebt in die eigenen Gedanken und berauschte sich so sehr an entlegenen Formulierungen, dass der Inhalt seiner Worte dahinter ganz zurücktrat.

So wurden die "unterentwickelten Länder" – der Begriff wurde damals noch ganz unreflektiert verwendet – von ihm faktisch ein zweites Mal ausgebeutet, indem er ihre Probleme als Mittel für seine Selbstdarstellung nutzte.

Zwar gab er sich als Mann des Volkes und erzählte jedem, der es hören oder nicht hören wollte, von seinen proletarischen Wur-

zeln – angeblich hatte sein Großvater mütterlicherseits als Hauer in der Grube gearbeitet. Ansonsten hatte sein Leben aber nicht viel Proletarisches an sich.

Er bewohnte eine teure Altbauwohnung und legte größten Wert darauf, an der Hochschule ein großes, repräsentatives Büro ganz für sich allein zu haben. Seine um vieles jüngere wissenschaftliche Assistentin, die ihn maßlos-unkritisch bewunderte, war zugleich auch seine Lebensgefährtin – wobei unklar blieb, ob er nun die Assistentin sexuell oder die Lebensgefährtin beruflich ausbeutete.

Dies alles machte den Professor zu einem unangenehmen und vor allem unberechenbaren Zeitgenossen. Es gab bei ihm eine unsichtbare Grenze zwischen seiner eigenen, unmittelbaren Lebensumwelt und der Welt, auf die er seine Thesen bezog. Und wehe dem, der diese Grenze missachtete!

Die strukturelle Gewalt sollte ein Problem zwischen finsternen Wirtschaftsbossen bzw. skrupellosen Politikern und weit entfernten armen Ländern bleiben. Er behandelte sie mit seinem anti-septischen Politologenzargon wie die Krankheit einer anderen Spezies, gegen die man sich durch abstrakte Analysen immunisieren könnte.

Völlig fremd war ihm der Gedanke, dass das Beharren auf der vorgegebenen Auslegungsform der Thesen ebenfalls eine Art von – wenn auch geistiger – Gewalt darstellte. Den Hinweis darauf hätte er schlicht mit einer Demonstration seiner Definitionsmacht beantwortet: einer glatten Fünf in der Prüfung.

Das Schlimmste aber war, dass mir durch die assoziative Verknüpfung der an sich ja bedenkenswerten Theorien mit dem Professor, der sie für seine Selbstdarstellung nutzte, am Ende auch die Theorien selbst zuwider waren. Eine Zeit lang beschäf-

tigte ich mich daher intensiv mit den konservativen Gegenmodellen. Ich wollte mir einfach geistige Munition aneignen, um dem scheinbaren unangreifbaren Halbgott seinen Siegfriedspanzer zu entreißen.

Immerhin gelang es mir so wenigstens in ein paar Sitzungen, seine Unfehlbarkeitsaura anzukratzen. Anstatt vom Thron seines Theoriegebäudes herab die konservativen Kritiker abzukanzeln, brachte ihn die permanente Konfrontation mit deren Gedanken furchtbar in Rage.

Insgeheim spürte er wohl, dass die konservative Sicht der Dinge, so sehr sie inhaltlich von der seinen abwich, doch in einem entscheidenden Punkt mit dieser übereinstimmte – nämlich in der überheblichen Art des Ausdrucks. Ebenso wie ihm selbst kam es seinen Gegnern nicht auf die jeweiligen Inhalte an. Wichtig war ihnen allein die durch sie gegebene Möglichkeit der Selbstdarstellung.

Am Ende war dieser Professor der Grund dafür, dass ich mein Studium abgebrochen und lieber einen praktischen Beruf erlernt habe.

Ich bin so vertieft in meinen Gedankenfluss, dass ich den Kommentar von George am oberen rechten Bildschirmrand zunächst gar nicht bemerke:

"Du versuchst ein Übel (Eitelkeit) auszureißen, indem du einem anderen (Selbstgerechtigkeit) Nahrung gibst."

Ich fühle mich gekränkt und ungerecht behandelt. – Ist schulmeisterliches Verhalten nicht auch ein Übel? Jedenfalls fällt mir jetzt zu dem Meditationsthema erst recht nichts mehr ein. Weil

die anderen aber alle noch eifrig am Tippen sind, lese ich es mir widerwillig noch einmal durch und tue wenigstens so, als würde ich mich weiter für meinen meditativen Privatkampf gegen das Böse sammeln.

Dabei fällt mir auf, dass das Böse hier letztlich gegen sich selbst vorgeht: Ein "Bote Satans" bekämpft die Überheblichkeit, die doch wohl von seinem Herrn selbst gesät worden ist. Weil ich mich über die Bemerkung Georges geärgert habe, tippe ich den Gedanken in den Computer ein, in dem Glauben, George durch den Hinweis auf die Widersprüchlichkeit des Meditationsthemas aus dem Konzept bringen zu können.

Ich muss indes nicht lange auf die Antwort warten:

"Ein interessanter Gedanke, den du hier aber nur als Mittel zur Flucht vor dir selbst benutzt."

Danach war mir die Lust auf weitere kontemplative Höhenflüge endgültig vergangen. Ich lehnte mich betont lässig gegen die Säule hinter mir und verbrachte die Zeit bis zum Ende der Meditationsstunde damit, die Dunkelheit über mir mit Blicken zu durchbohren.

Schattenverlusterfahrungen



Sonntag, 17. September

Schorschs Geschichte

Gestern nach dem Abendessen noch gemütliches Beisammensein bei "Schorsch". Ob er sich aus Bewunderung für George so nennt, ist nicht ganz klar. Er behauptet aber, schon immer so gerufen worden zu sein.

Wir haben uns zu sechst um den viel zu kleinen Tisch seiner Kammer versammelt. Schorsch hat Wein besorgt – von dem er selbst allerdings wegen seiner chronischen Magenschmerzen nur sparsam trinkt –, auf dem Tisch flackern zwei Kerzen.

Schorsch ist die typische Frohnatur – zumindest ist dies das Bild von sich, das er nach außen hin vermittelt. Als nach drei Flaschen Rotwein die Stimmung vertraulicher wird und das Gespräch darauf kommt, wie man zu den Dunkelmännern gekommen sei, be-

richtet er von seinem Schattenverlust so, als würde er uns einen guten Witz erzählen: "Ich war an dem Tag in einem von diesen Fresspalästen, wo man für 'nen Hunderter drei Salatblätter serviert bekommt, und war gerade mal zum Urinieren abgetreten."

Das Wort "urinieren" betont er genüsslich, so dass man noch nachträglich die Erleichterung verspürt, die er beim Wasserlassen empfunden haben muss.

Grinsend fährt er fort: "Da stehe ich also in diesem Toilettentempel, ihr wisst ja, wie raffiniert diese Örtchen heutzutage ausgeleuchtet sind, und plötzlich bemerke ich, wie mich die beiden Männer neben mir ganz offen anstarren. Ich denke noch: Nirgendwo ist man vor diesen Voyeuren mehr sicher! Da sehe ich, dass die zwei gar nicht auf meine edlen Teile glotzen, sondern auf den Boden unter mir."

Schorsch hält inne und blickt auffordernd in die Runde. Als endlich einer von uns das erlösende "Und dann?" gesagt hat, erzählt er mit ungebremstem Schwung weiter: "Ich blicke also unter mich, in der Annahme, dass vielleicht der Pisspott vor mir ein Loch hat und ich gerade auf die noblen Kacheln pinkle. Es dauert eine Weile, bis mir auffällt, dass an meinem Platz der Boden ganz jungfräulich weiß ist, während die Männer neben mir von ihrem Schatten umrundet werden, der von den Deckenstrahlern sternförmig um ihre Bodys geworfen wird."

Noch einmal eine kurze Pause, während der Schorsch sich wie zum Nachdenken durch sein streichholzkurzes Haar fährt. Aber dieses Mal setzt er seinen Bericht fort, ohne dass wir ihn dazu auffordern müssen: "Als ich dem Typen neben mir gerade ins Gesicht schaue, um ihn zu zwingen, den Blick von mir abzuwenden, stammelt er: 'Entschuldigen Sie, ich hatte nur den Eindruck ... Aber nein, das ist ja ganz unmöglich!' – Und ich darauf: 'Nein-

nein, Sie haben ganz richtig beobachtet – ich nehme meinen Schatten nie mit ins Restaurant."

Alle lachen, obwohl uns natürlich bewusst ist, dass Schorsch die Geschichte stark abgewandelt oder sie überhaupt erfunden hat. Was sie erzählt, ist eigentlich eher eine innere Wahrheit. Sie handelt von dem Versuch der Bewältigung eines traumatischen Erlebnisses, wobei unklar bleibt, ob es sich um eine echte Bewältigung oder nur um deren Vorspiegelung handelt. Schorsch's chronisches Magenleiden – er hat sogar immer Notfalltropfen bei sich – lässt eher auf Letzteres schließen.

Das Trauma des eigenen Schattenverlusts und die Sympathie für Schorsch bedingen aber, dass niemand nach dem Wahrheitsgehalt seiner Geschichte fragt. Alle identifizieren sich bereitwillig mit der Leichtigkeit, mit der er das Trauma – zumindest nach außen hin – angeht.

Yvonne's Geschichte

Nicht allen gelingt es so gut wie Schorsch, den Amputations-schmerz zu überspielen. Das wird deutlich, als Yvonne zu ihrer Geschichte ansetzt. Sie erzählt, sie habe den Verlust ihres Schattens bemerkt, als sie an einem Sommerabend nach der Arbeit noch ins Freibad gegangen sei.

"Ich war gerade dabei", berichtet sie, "meine Decke auszubreiten, da sehe ich aus den Augenwinkeln, wie einige Typen, aber auch ein paar Frauen ungeniert in meine Richtung schauen. Ich denke, na klar, mein neuer Badeanzug ist ja auch ziemlich sexy. Dann aber stelle ich fest, dass die Blicke sich gar nicht auf mich richten, sondern auf die Stelle neben mir, auf die Leere, die dort statt meines Schattens gähnt."

Mit einem bemühten Lächeln beendet sie ihre Geschichte: "Und ich hatte mir schon einen von den Jungs zum Flirten ausgeguckt!" Yvones Versuch, ihrer Erzählung einen heiteren Anstrich zu geben, misslingt gründlich. Zu deutlich ist zu erkennen, dass sie damit vor einem Schmerz zu fliehen versucht, den sie offenbar noch immer nicht überwunden hat. Ein peinliches Schweigen tritt ein, und schließlich bringt irgendjemand ein anderes Thema auf – die Beichtstunde ist zu Ende.

Mir fällt auf, dass in solchen Fällen immer nur von dem eigentlichen Schattenverlust die Rede ist – nie aber von dem, was danach passiert ist. Shadow Colours und die Schattenermittlungsstelle sind tabu – obwohl doch sicher die meisten von uns in irgendeiner Weise mit ihnen zu tun hatten. Wahrscheinlich bin ich nicht der Einzige, der sich auf unrühmliche Formen der Zusammenarbeit eingelassen hat und dieses Thema deshalb ganz gern ausspart.

Der Verlust des Schattens ist dagegen zwar auch für alle mit schmerzhaften Erinnerungen verbunden, aber er hat doch auch etwas Gemeinschaftsstiftendes. Er ist so etwas wie das Urerlebnis, das wir alle miteinander teilen, eine Prüfung, die ein jeder in ähnlicher Form durchgemacht hat und die ihn direkt oder auf Umwegen hierher geführt hat.

Während ich solchen Gedanken nachhänge und mich dabei aus dem Gespräch ausklinke, verlässt Schorsch kurz das Zimmer. Als er sich wieder an den Tisch setzt, bemerke ich, wie die Unterhaltung verstummt und alle mit einer Mischung aus Erschrecken und Mitleid in meine Richtung starren.

Diesen Blick, der sich auf einen Punkt direkt hinter mir an der Wand richtet, kenne ich zwar sehr gut. Unter den gegebenen Umständen weiß ich ihn aber nicht recht einzuordnen. Also drehe

ich mich um, folge den auf die Wand hinter mir gerichteten Augenpaaren – und zucke gehörig zusammen, als ich dort ein schwarzes Etwas sehe, mit den typisch flatternden Bewegungen eines vom Kerzenschein bewegten Schattens.

Ich blicke in die Runde, alle schauen an die Wand, dann in mein Gesicht – bis der Erste mit den Mundwinkeln zuckt und schließlich losprustet, woraufhin auch die anderen in das allgemeine Gelächter einfallen. Schorsch steht auf und hält das Mobile an, das er, von mir unbemerkt, an die Wand hinter mir gehängt hat. Ich mache gute Miene zum bösen Spiel und lache mit. Als Novize muss ich mir solche Scherze wohl gefallen lassen.



"Wozu hat der liebe Gott eigentlich die Schatten erschaffen?"



Montag, 18. September

Ein schöner Spätsommerabend. Ich stehe mit Lina am Fenster ihrer Kammer, gemeinsam träumen wir hinaus in die untergehende Sonne. Als ich mich umdrehe und mein Blick auf den schattenlosen Boden vor mir fällt, sage ich halb im Scherz: "Sag mal, wozu hat der liebe Gott eigentlich die Schatten erschaffen? Es lebt sich doch auch prima ohne sie!"

Lina schmunzelt, zögert aber keinen Moment mit ihrer Antwort. Offensichtlich hat sie sich mit der Frage schon häufiger beschäftigt. "Ich würde sagen, der Schatten verortet dich in der Welt – wie der Anker eines Schiffes. Er gibt dir Halt, kann dich aber auch festhalten, dir also ..."

"Du meinst, er kann mich in meiner Entwicklung beschränken?"
führe ich ihren Gedanken weiter. "Also sozusagen das Schiff daran hindern, in See zu stechen?"

Lina nickt. "Ja, das natürlich auch. Ich hatte aber eher eine andere Art von Beschränkung im Sinn. Der Schatten gibt gewissermaßen deiner dunklen Seite eine Form ..."

Da sie zögert, um ihre Worte sorgfältig abzuwägen, frage ich: "Aber ist das nicht eher positiv? Sobald etwas Gestalt annimmt, ist es doch auch weniger bedrohlich. Was eine Form hat, kann angeschaut und geistig durchdrungen werden. Nur das Gestaltlose kann die Seele verunstalten, dachte ich immer."

"Ja, schon", bestätigt Lina. "Aber was ist, wenn die schöne Form trügerisch ist? Vergiss nicht, dass der Schatten dir deine dunkle Seite immer so zeigt, wie sie an dem jeweiligen Ort gesehen wird – denn er ist ja gerade die Wurzel, die dich mit diesem Ort verbindet. Wenn dort aber das Formlose zur Norm erhoben wird, gaukelt dir dein Schatten möglicherweise eine perfekte Ordnung vor, während in Wirklichkeit die Welt aus den Fugen geraten ist. In so einem Fall kannst du dich nur dadurch von der Fessel des Bösen befreien, dass du dich von deinem Schatten löst und eine eigene Form für deine dunkle Seite findest."

"Aber", wende ich ein, "für uns Schattenlose hat das 'Böse', wie du es nennst, doch überhaupt keine Form. Müssten wir ihm dann nicht erst recht zum Opfer fallen?"

Lina seufzt. Anscheinend ist ihr das Thema gar nicht so angenehm – oder es strengt sie an, darüber zu reden. "Vielleicht hätte ich nicht vom 'Bösen' sprechen sollen", räumt sie ein. "Der Begriff ist in der Tat missverständlich. Die dunkle Seite eines Menschen bezeichnet für mich zunächst schlicht, ganz wertneutral, all das, was in seinem Alltag keine zentrale Rolle für ihn spielt – für ihn also

'im Dunkeln' liegt. Etwas Böses kann daraus erst entstehen, wenn die Energie der dunklen Seite sich verselbständigt. Das ist immer dann der Fall, wenn ihr im alltäglichen Leben kein Ventil geboten wird. Sobald dies geschieht, verliert die dunkle Seite auch ihren bedrohlichen Charakter. Im Idealfall verbindet sie sich dann sogar mit der hellen Seite zu einer organischen Einheit."

Lina kommt mir viel schöner vor als früher, jetzt, wo sie diesen blitzenden Ernst in ihren Augen hat. Aus Sympathie möchte ich ihr in allem Recht geben. Andererseits reizt es mich auch, ihr zu widersprechen, um das heilige Feuer in ihrem Blick noch ein wenig anzufachen.

Also frage ich bewusst provozierend: "Aber würdest du so nicht gewissermaßen das Böse durch das Böse austreiben? Nehmen wir zum Beispiel die Aggression, die ja wohl fraglos der dunklen Seite des Menschen zuzurechnen ist: Hältst du es da etwa auch für sinnvoll, den Gewaltimpulsen ein Ventil zu bieten – die Energie also einfach unkontrolliert fließen zu lassen?"

Lina schüttelt unwillig den Kopf. "Erstens habe ich doch gar nicht gesagt, dass man die Energie einfach 'fließen lassen' soll. Das Entscheidende ist ja gerade, dass du die Art und Weise, wie die Energie umgesetzt wird, selbst wählst, anstatt dich dabei von unkontrollierten Impulsen leiten zu lassen. Und zweitens ist Gewalt doch gerade ein Beispiel für fehlgeleitete Energie – für eine Energie, die zerstört, anstatt aufzubauen, die Leid statt Lust bringt."

"Du willst also behaupten, dass es keine Lust am Töten gibt?" hake ich nach.

Sie seufzt erneut. "Auch da hast du mich falsch verstanden! Mir ging es um die objektiven Auswirkungen gewalttätiger Handlungen. Auf der subjektiven Ebene sieht die Sache selbstverständlich anders aus. Da gibt es natürlich diese fatale Verbindung von Lust

und Töten. Ich würde sogar sagen, dass die Lust am Töten potenziell immer da ist, selbst wenn wir persönlich dem Bösen keine neue Kraft zuführen. Die Fehllenkung der inneren Energie bezieht sich ja nicht nur auf ein einziges Menschenleben. Das ist ein Prozess, der schon seit Jahrhunderten andauert – letztlich seit Eintreten des Menschen in die Geschichte. Eben deshalb ist es auch so schwer, das Böse zu besiegen: Es hat tiefe Wurzeln geschlagen in unserer Welt."

Pointierend frage ich: "Dann ist also der Mensch der große Bösewicht der Schöpfung – derjenige, der das Böse in die Welt gebracht hat?"

Lina überhört meinen Sarkasmus und entgegnet ernst: "So würde ich das nicht sagen. Nicht der Mensch selbst ist das Problem, sondern die Art und Weise, wie er seine innere Energie auslebt. Dadurch, dass diese bei ihm nicht an den Instinkt gebunden ist, hat er eine viel größere Freiheit beim Ausleben der Energie. Das eröffnet neue Möglichkeiten, bedingt aber auch eine größere Verantwortung für das große Ganze. Und dieser Verantwortung wird der Mensch leider umso weniger gerecht, je mehr er seine eigene Geschichte schreibt und mit dieser Geschichte die Entwicklung dieses Planeten bestimmt."

"Aber können nicht auch Tiere Lust am Töten empfinden?" wende ich ein. "Und zeigt das nicht, dass das Böse schon vor dem Menschen in der Welt gewesen sein muss?"

"Als Möglichkeit, ja", gesteht Lina mir zu. "Das Tier bleibt aber immer in das Ganze der Natur eingebunden. Selbst wenn es in seinem Tun von destruktiven Trieben gelenkt wird, haben diese in der Summe doch einen produktiven Sinn. Die konkrete Existenz des Bösen verdankt sich allein dem Menschen, der es er-

nährt, indem er ihm einen Teil seiner Existenz als Beute überlässt."

Ich lächle sie herausfordernd an. "Das klingt, als wäre das Böse eine Bestie, die im Dunkeln lauert, um den armen, unschuldigen Menschen zu überfallen."

Gänsehaut zittert auf Linas Armen. Nachdem die Sonne untergegangen ist, weht ein kühler Wind zum Fenster herein. Mühelos durchdringt er das dünne Sommerkleid, das Lina an dem Tag trägt.

Lina schließt das Fenster und geht zum Bett, wo sie sich in eine Decke einwickelt. Gegen die Wand gelehnt, sinniert sie: "Natürlich sind das alles nur Bilder. Aber sie enthalten doch einen wahren Kern."

"Und der wäre?" frage ich, während ich mich neben ihr auf das Bett setze.

"Du kannst es dir als chemischen Prozess vorstellen", erläutert Lina, noch immer fröstelnd. "Das Böse ist wie ein chemischer Stoff, der durch bestimmte Reaktionen einzelner Teilchen entstanden ist und nun wie jeder andere chemische Stoff in seiner Gesamtheit die Tendenz hat, sich auszubreiten. Gleichzeitig neigen die einzelnen Teilchen, aus denen er sich zusammensetzt, dazu, sich mit bestimmten anderen Stoffen zu verbinden. Deshalb muss es unser Ziel sein, uns stets so zu verhalten, dass wir dem Bösen keine Nahrung bieten und es so daran hindern, sich in uns und durch unser Verhalten in der Welt auszubreiten."

"Aber es könnte doch auch sein", gebe ich zu bedenken, "dass ich dem Bösen objektiv diene, während ich subjektiv das Gefühl habe, seiner Ausbreitung entgegenzuwirken. Wie kann ich also erkennen, wann das der Fall ist und wann ich dem Bösen in der

Tat Energie wegnehme, indem ich dieser, wie du sagst, ein unbedenkliches Ventil biete?"

Lina zieht ihre nackten Arme unter der Decke hervor und schlingt sie um ihre Knie. "Dafür gibt es nur ein Mittel: Du musst dir immer selbst misstrauen."

Mit ihren melancholischen Augen und ihren ausdrucksstarken Händen, deren Finger gedankenverloren miteinander spielen, sieht sie viel zu schön aus, als dass ich den Abend nur mit philosophischen Diskussionen zubringen wollte. Also rutsche ich zu ihr herüber und lege den Arm um sie: "Meinst du nicht, dass wir unsere Energie auch gerade in die falsche Richtung strömen lassen?"

Sie schmunzelt, obwohl ich ihre Gedanken damit ein wenig ins Lächerliche ziehe. Ich bin ihr dankbar, dass sie nicht auf einer Fortsetzung unseres Gesprächs besteht. Vielleicht hatte sie ja auch selbst noch Lust auf ein wenig Kommunikation der anderen Art. Unser Kuss ist der Auftakt zu einem himmlischen Schäferstündchen – auch wenn das Bett mit dem quietschenden Lattenrost nicht gerade das ist, was ich ein "Liebesnest" nennen würde.

Grassroots-Meditationen/2



Mittwoch, 20. September

In vier Tagen ist endlich der große Tag der Jahresmesse. Ich habe versucht, Lina in ein Gespräch darüber zu verwickeln, aber sie lässt sich keine Informationen entlocken.

Sie meint, es sei unmöglich, etwas darüber zu erzählen, weil jede Messe wieder anders sei und jeder sie anders erlebe. Auch könne es einen falschen Eindruck erwecken, wenn sie das, was da geschehe, zu beschreiben versuche. Manches lasse sich nun einmal mit Worten nicht ausdrücken. Ich müsse mich ja nur noch ein paar Tage gedulden, dann würde ich alles verstehen.

Damit hat sie mich natürlich nur noch neugieriger gemacht.

2. "Vernichtet sind wir, vernichtet!"

Gestern Abend war wieder Grassroots-Meditation mit George. Das Thema diesmal:

*"An jenem Tag singt man ein Spottlied auf euch
und es ertönt die Klage:
Vernichtet sind wir, vernichtet!"*

Mir fällt lange Zeit nichts ein. Dann haken sich die Gedanken auf einmal bei Stefan fest, meinem besten Freund in den ersten Schuljahren. Stefan hatte jeden Morgen vor der Bäckerei an der Ecke auf mich gewartet, und dann waren wir zusammen zur Schule gegangen.

In der Klasse saßen wir natürlich nebeneinander. Er war in Deutsch besser, ich in Mathe, so dass wir uns in idealer Weise ergänzten. Wir halfen uns gegenseitig bei den Hausarbeiten, vor allem aber bei den Klassenarbeiten, wo wir unser Abschreibesystem so raffiniert aufeinander abgestimmt hatten, dass uns nie jemand auf die Schliche kam.

Nachmittags gingen wir fast immer zum Fußballspielen auf den Bolzplatz, auch wenn es regnete. Nur wenn der Regen zu stark war, trafen wir uns bei ihm oder bei mir zu Hause. Dann beschäftigten wir uns meistens mit unserer privaten Tauschbörse für Sammelbildchen oder blätterten die Alben durch, in denen wir diese Kleinodien aufbewahrten.

Eines Tages kam ein Neuer in unsere Klasse. Er hieß Jens und zog gleich vom ersten Tag an die Aufmerksamkeit aller Jungen in der Klasse auf sich. Irgendwie schaffte er es, dass wir alle mit ihm befreundet sein wollten.

Uns gefiel die Unverfrorenheit, mit der Jens den Lehrern zu verstehen gab, dass ihn ihr Unterricht langweile. Außerdem imponierte uns die Ungebundenheit, die er ausstrahlte. Nachmittags unternahm er lange Streifzüge durch die Stadt, zu denen er uns gönnerhaft einlud. Seine bevorzugten Ziele waren abrisssreife Häuser, Baustellen oder Tiefgaragen.

Nach kurzer Zeit hatte Jens uns in zwei Gruppen gespalten. Auf der einen Seite stand die Gruppe derer, die er für wert erachtete, mit ihm befreundet zu sein. Die andere Gruppe bestand aus denjenigen, die er für zu schwach hielt, um in seinem exquisiten Club Aufnahme zu finden.

Mir selbst war zwar einige Male die Ehre zuteil geworden, von ihm auf einen nachmittäglichen Erkundungsgang mitgenommen zu werden. Ich gehörte jedoch nicht zum engeren Zirkel der mit ihm Befreundeten, sondern zu einer dritten Gruppe, über deren Schicksal Jens noch nicht abschließend befunden hatte. Das Gleiche galt für Stefan: Auch in seinem Fall war noch nicht endgültig entschieden worden, ob er zu den Auserwählten oder zu den Verstoßenen gehören würde.

Meine Freundschaft zu Stefan hatte sich unter den neuen Bedingungen stark verändert. Wir fühlten uns unwohl, wenn wir etwas zu zweit unternahmen, als würden wir uns damit selbst aus der starken Gemeinschaft ausschließen, die Jens um sich aufbaute. Wurden wir aber von diesem zu seinen Ausflügen in die Stadt eingeladen, richtete er es immer so ein, dass er nur einen von uns mitnahm. Dadurch gab er uns deutlich zu verstehen, dass die Aufnahme in seine Bande nur um den Preis der Aufgabe unserer Freundschaft zu erreichen wäre.

So trafen wir uns immer seltener, und wenn, dann war es nicht mehr so wie früher. Selbst wenn wir morgens gemeinsam zur

Schule gingen, hatten wir uns kaum noch etwas zu sagen. Schließlich fing ich sogar an, morgens etwas später aufzustehen oder einen anderen Weg zur Schule zu nehmen, um Stefan nicht mehr zu treffen.

Kurz vor den Sommerferien berief Jens eine Versammlung ein. Zu dieser hatte er mich, nicht aber Stefan eingeladen. Er erklärte uns, dass er uns auserwählt habe, dass wir von nun an alle Mitglieder seiner Bande seien und immer zusammenhalten müssten. Deshalb sei es auch notwendig, sich ein gemeinsames Erkennungszeichen zuzulegen.

Jens schlug vor, dafür schwarze Strümpfe zu wählen. Dies erschien uns allen sehr passend, auch wenn der eigentliche Grund dafür war, dass es diese gerade billig im Supermarkt um die Ecke gab. Fortan nannten wir uns also "Die Schwarzstrümpfe".

Zu Stefan hatte ich nun keinen Kontakt mehr. Ich ging ihm aus dem Weg wie einem Menschen, mit dem man eine dunkle Vergangenheit teilt.

Am letzten Tag vor den Sommerferien erhielt Jens ein Zeugnis, das fast ausschließlich Fünfen und Sechsen zierte. Als krönendes Resümee stand unten auf der Seite der Vermerk: "Jens hat das Klassenziel nicht erreicht und kann nicht in die nächste Klassenstufe versetzt werden."

Jens teilte uns daraufhin mit, dass man vor den Ferien noch für "klare Verhältnisse" sorgen müsse. Er fragte uns, ob uns aufgefallen sei, dass die Bandenmitglieder durchgehend schlechtere Noten bekommen hätten als die anderen Schüler der Klasse. Uns sei doch wohl klar, was dies zu bedeuten habe?

"Das sind Streber", schlussfolgerte Andreas, der Dicke mit der Zahnücke, der ebenfalls zum Sitzenbleiben verurteilt worden war.

"Genau", lobte Jens, "und deshalb bekommen die heute eine Abreibung."

Er holte einen Zettel aus der Tasche, auf dem er in seiner krakeligen Schrift genau vermerkt hatte, wer sich wen vorzuknöpfen habe. Es ging fast genau auf, da wir Schwarzstrümpfe nur einen weniger zählten als die Gruppe der Nicht-Bandenmitglieder. Jens selbst hatte sich als Anführer zwei Gegner zugeteilt – bei denen es sich allerdings um die Schwächsten in der Klasse handelte. Der Junge, gegen den ich antreten sollte, war Stefan.

Wir lauerten unseren Gegnern vor dem Schulgebäude auf und führten sie wie Verbrecher in den Park hinter der Schule. Dort hatte Jens einen Platz für die große Strafaktion ausgewählt, der von Büschen eingerahmt und dadurch von außen nicht einzusehen war. Dann bildeten wir einen Kreis und führten die "Verräter", wie Jens sie nannte, einzeln in die Mitte, wo sie von dem zuständigen Schwarzstrumpf "zu Brei gehauen" werden sollten.

Als Erster trat Jens selbst in den Kreis. Er machte kurzen Prozess mit den beiden Gegnern, die er für sich ausgewählt hatte. Er packte sie einfach einen nach dem anderen an den Schulranzen und schleuderte sie zu Boden, drehte sie dann auf den Rücken und "polierte ihnen die Fresse", während sie wie Schildkröten mit den Beinen strampelten. Dabei kam ihm allerdings zugute, dass beide sich kaum wehrten, da sie hofften, so ohne größere Blessuren davonzukommen. Eine Strategie, die bei Jens nicht verfiel – beide hatten hinterher blaue Augen und bluteten aus der Nase.

Bis ich an die Reihe kam, ging alles glatt. Jens hatte die Paarungen so zusammengestellt, dass die Schwarzstrümpfe ihren Gegnern jeweils haushoch überlegen waren. Die meisten Bandenmitglieder waren zudem kampferprobt und hatten schon so man-

chen erfolgreichen Einsatz zur Korrektur einer von Jens entdeckten Gerechtigkeitslücke hinter sich.

Ich dagegen war bis zu jenem Tag stets nur mitgelaufen und musste mich nun das erste Mal vor den anderen bewähren. Dementsprechend aufgeregt war ich, als ich in die Mitte trat.

Um meine Nervosität zu überspielen, begann ich wie ein Boxer auf der Stelle zu hüpfen. Die Arme zog ich angriffsbereit vors Gesicht und fuchtelte drohend mit den Fäusten, wie ich es bei den anderen beobachtet hatte.

Stefan tat es mir nach, obwohl ich merkte, dass er sich ohne Leidenschaft bewegte und wohl am liebsten weggelaufen wäre. Aber was sollte er machen, der Kreis um uns war geschlossen, und bis zum Beginn des Kampfes hatten ihn zwei von uns fest untergehakt. An Flucht war gar nicht zu denken!

Mit meinem ersten Schlag traf ich Stefan mitten auf die Nase. Sie fing sofort zu bluten an. Stefan sah mich mit der traurigen Überraschung eines Hundes an, der von seinem Herrn geschlagen wird. Die Tränen schossen ihm in die Augen, während er sich an die Wunde fasste.

"Ja, gut so! Mach ihn fertig!" feuerten mich die anderen an.

Blindwütig schlug ich auf den Verletzten ein. Stefan wehrte sich nicht, aber das machte mich nur noch zorniger. Ich schubste ihn so lange, bis er zu Boden stürzte und sich dort säuglingshaft zusammenrollte. Wie besessen trat ich auf ihn ein, auch gegen die Arme, die er schützend vor den Kopf hielt.

Als Stefan die Hände schließlich wegnahm, sah ich urplötzlich in sein verheultes, blutig-verschmutztes Gesicht. Es war keine Anklage darin, dafür jedoch eine so heftige, mir bis dahin unbekannte Trauer, dass ich unwillkürlich von ihm abließ.

Jens aber schien noch nicht genug zu haben: "Der Feigling!" rief er. "Meint wohl, er kann uns was vormachen – der markiert doch bloß! Passt auf, dem werd' ich's zeigen!"

Damit trat er direkt an Stefan heran, öffnete seinen Hosenlatz und fing ganz ungeniert an, den am Boden Liegenden anzupinkeln. Dabei stellte er ein Bein auf Stefans Brust, damit dieser sich nicht wehren konnte. Triumphierend wandte er sich zu uns um: "Na, was ist? Müsst ihr nicht?"

Es war der letzte Befehl, den Jens uns gab. Nach den Sommerferien war er nicht mehr an der Schule. Manche erzählten, er sei in eine andere Stadt gezogen, andere meinten, man habe ihn auf die Sonderschule überwiesen. Aber den schändlichen Kreis um Stefan haben wir alle noch mit ihm gebildet. Noch heute spüre ich fast körperlich die Scham, die in mir aufstieg, als ich mit entblößtem Geschlechtsteil über dem Körper meines einst besten Freundes stand.

Auch Stefan habe ich seitdem nicht mehr gesehen. Er war einfach weg, als das neue Schuljahr begann. Sein Platz in der Klasse blieb lange frei, ein stummer Vorwurf, der mir noch wochenlang vor Augen stand.

Kaum habe ich aufgehört zu schreiben, da erhalte ich auch schon einen Kommentar von George:

"Schön, dass es die Kindheit gibt – so können wir uns heute geläutert fühlen."

George ist scheinbar nie zufriedenzustellen. Manchmal habe ich den Eindruck, dass sie mir ganz gezielt solche Gemeinheiten schreibt, um mich zu provozieren. Was sie damit bezweckt, ist mir allerdings unklar.

Die Spur des Bösen



Freitag, 22. September

Arbeit in den Gemüsegärten. Der für mich alles beherrschende Eindruck: der Geruch der Erde, wenn man die Schollen wendet, dieser ganz eigentümliche Atem des Bodens, der einem dabei in die Nase steigt. Auf der Koppel vor mir die dampfenden Pferdeleiber, deren Hälse sich in das noch taunasse Gras neigen.

Das Gefühl, mit allem verbunden zu sein – freilich nur, solange sich noch keine Blasen an den Händen gebildet haben und das Kreuz nicht schmerzt. Dann tritt der äußere Eindruck zurück, und ich spüre, dass ich einem Gleichnis aufgesessen bin. Die Folge: Die Aufmerksamkeit wird auf die Details gelenkt, aus denen sich das wirkliche Leben der Natur zusammensetzt.

Eine Spinne eilt an die Stelle ihres Netzes, wo sich eine Fliege verfangen hat. Sie verarbeitet das Insekt akribisch zu einem kleinen Päckchen, dann begibt sie sich wieder in Lauerstellung. Ein Marienkäfer quetscht mit seinen Beißzangen die Blattläuse aus, die ihrerseits den Herbstanemonen schon so stark zugesetzt haben, dass manche ihre Blüten gar nicht erst ausbilden können.

Der Marienkäfer wiederum wird von mehreren Ameisen angegriffen, die er mit seinem Beutezug um ihre eigene Ernte zu bringen droht.

Ich muss an das bunte Geschichtslexikon denken, in dem ich in meiner Jugend immer geblättert habe. Was mir noch heute deutlich vor Augen steht: die Reliefdarstellung des Nubiers, der von einer Löwin getötet wird. Er hockt zurückgebeugt auf dem Waldboden, die Arme, die er hinter sich aufgestützt hat, signalisieren mit ihrer nachlassenden Spannung, dass sein Widerstand schon fast gebrochen ist. Die Löwin hat ihre rechte Pranke auf eine seiner Hände gestellt, die linke schmiegt sich fast zärtlich um seinen Hals. Ihr Maul aber umschließt fest den Hals des Opfers, das den Kopf weit nach hinten neigt, die erlöschenden Augen ins Leere gerichtet.

Derselbe Blick fesselte mich bei dem nackten, auf dem Boden kauern den Gefangenen auf einem römischen Sarkophag. Ein Soldat in voller Montur ist eben dabei, zum entscheidenden Schlag gegen den Gefangenen auszuholen. Sein rechter Arm weist geradezu blasphemisch gen Himmel, die Hand hält fest das Tod bringende Schwert umklammert. Der Blick ist in die Ferne gerichtet und spiegelt das Glitzern von Ruhm und Ehre wider, das ihm diese kaltblütige Hinrichtung einbringen wird.

Hilflos blickt der Todgeweihte seinem Henker ins Gesicht, vergebens drückt er mit der rechten Hand gegen den linken Arm des Soldaten, mit dem dieser, die Hand in den dichten Haarschopf des Niedergedrückten gekrallt, dessen Kopf nach hinten beugt und ihm so den Hals frei legt, den er mit dem nächsten Schwert hieb durchtrennen wird.

Was mich an der Sarkophagszene immer so erschüttert hat, ist, glaube ich, die Selbstverständlichkeit, mit der ein brutaler Mord

hier als schmückendes Beiwerk verwendet wird. Auch die Darstellung des sterbenden Nubiers muss wohl jemand erbaulich gefunden haben, denn sie findet sich auf einem Möbelstück, als Dekoration, die einst in Mesopotamien den Palast eines der Mächtigen dieser Welt schmückte.

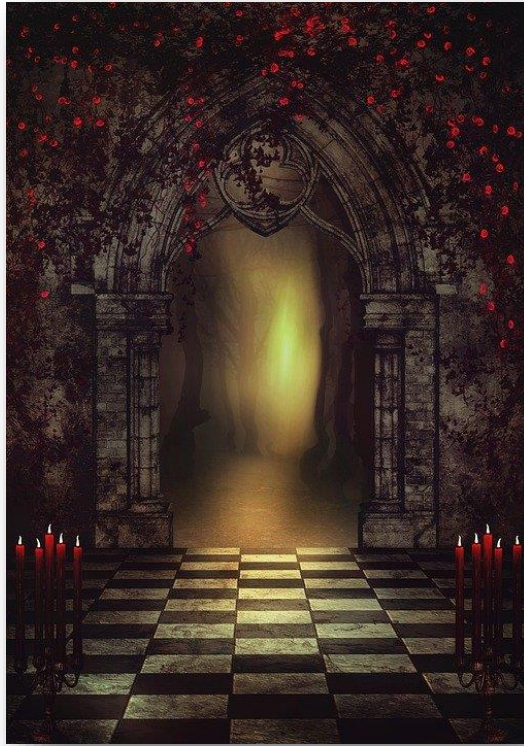
Ist das Ausdruck einer menschenverachtenden Haltung? Blanker Zynismus? Oder ist es einfach nur ehrlicher, sich zu der Lust am Töten zu bekennen?

Wenn aber die Lust am Töten ein Teil unserer Natur und diese wiederum nur eine spezifische Ausprägung der allgemeinen Natur ist – muss dann nicht davon ausgegangen werden, dass das Böse das Gegebene ist, dass es einfach da ist und allenfalls hier und da zurückgedrängt werden kann? Widerspricht nicht schon der bloße Augenschein Linas Annahme, dass das Böse allein durch den Menschen gezeugt und am Leben gehalten wird – und deshalb auch nur von ihm aus der Welt geschafft werden kann?

Ist es wirklich denkbar, das Böse ein für allemal zu besiegen – oder es wenigstens dauerhaft unter Kontrolle zu halten? Ist nicht sein ganzes Wesen dem entgegengesetzt?



Eine ganz spezielle Messe/1



Freitag, 29. September

Die Messe – es muss doch möglich sein, Worte für das zu finden, was da geschehen ist. Immerhin ist sie Tag und Nacht in meinem Kopf, da kann es doch nicht sein, dass ich sie gar nicht beschreiben kann! Oder habe ich nur Angst vor der Banalität der Worte? Egal, ich muss es versuchen, sonst erstickte ich noch daran. Ich werde mich einfach bemühen, die Erinnerung wie in einem Bergwerk Stück für Stück abzutragen. Wenn ich nicht weiterkomme, kann ich das Ganze ja immer noch abbrechen.

1. Die Predigt

Unser großes Versammlungsgewölbe war an jenem Abend komplett mit weichen Matten ausgelegt, die mit ausgefallenen Ornamenten verziert waren. Was genau auf ihnen abgebildet war, konnte ich nicht erkennen, da die ohnehin nur mühsam zu unterscheidenden Konturen im Schein der Fackeln noch mehr ineinander verschwammen. Ich meine, es wären Pflanzen darauf zu sehen gewesen, etwas wie Äste, die sich immer weiter verzweigten. Die Blätter an den Zweigen gingen, so scheint es mir im Rückblick, an ihren oberen Enden in echsenähnliche Wesen über, aber auch in menschliche Oberkörper, die einander wie im Tanz berührten und ihrerseits wieder in eine Mischung aus bewegter Pflanze und Tier zerflossen. Es kann aber gut sein, dass hier die Erinnerung schon von den nachfolgenden Erlebnissen gefärbt ist und es sich in Wahrheit um ganz gewöhnliche Farbmuster gehandelt hat.

Die Art der Versammlung erinnerte mich anfangs mehr an eine kollektive Entspannungsübung als an eine Messe. Alle hatten es sich auf ihre Weise bequem gemacht: Manche hatten die Arme zurückgebeugt und saßen da wie Fußballspieler zwischen zwei Trainingseinheiten, andere bevorzugten den Schneidersitz oder eine seitliche Sitzhaltung mit nach hinten abgeknickten Beinen.

Ich selbst hatte die Beine leicht angewinkelt und die Arme um die Knie gelegt. Angesichts der Ungewissheit über das, was nun geschehen würde, fühlte ich mich etwas unbehaglich und hatte das Bedürfnis, mich an etwas festzuhalten. Trotz der von einigen zur Schau gestellten Lässigkeit war die Stimmung insgesamt eher angespannt, zumal auch niemand sprach und nichts als das Knistern des herunterbrennenden Fackelholzes zu hören war. Ohnehin konnte von Gemütlichkeit keine Rede sein. Denn zu der Messe

hatten wir alle diese rauen, sackartigen Gewänder anlegen müssen, die mich in unangenehmer Weise an den Empfang erinnerten, den man mir hier bereitet hatte.

Nach einigen Minuten des Wartens erklang von irgendwoher eine leise Sphärenmusik. Sie war zwar kaum hörbar, wirkte mit ihrer angenehm warmen Klangfärbung aber doch beruhigend. Es schien, als wäre der Raum mit dem gleichmäßigen Hin- und Zurückfluten sich am Strand brechender Wellen erfüllt.

In dieser deutlich entspannteren Atmosphäre mussten wir noch einmal eine Zeit lang warten, ehe schließlich das Öffnen und Schließen einer Tür zu hören war. Die Musik verstummte, und gleich darauf schälte sich Georges Gestalt aus der Dunkelheit des Gewölbes heraus. Begleitet von zwei Messdienerinnen, die einige sakrale Gegenstände vor ihr hertrugen, schritt sie in unsere Richtung.

Im Gegensatz zu den Messdienerinnen, die ebenso schlicht gekleidet waren wie wir, hatte George einen Ornat angelegt, der in seiner oberen Hälfte hellrot leuchtete und unten ganz schwarz war. Dabei schillerte die schwarze Farbe allerdings bei genauerem Hinsehen wie Rabenfedern, wodurch sie fast anziehender wirkte als das warme Rot der oberen Hälfte. Ihre Haare hatte George mit einer Art Piratentuch bedeckt, von dessen tiefem Blau ein Glitzern wie von einem mitternächtlichen Sternenhimmel ausging.

Als sie ungefähr in der Mitte des Raumes angelangt war, drehte George sich von der Gemeinde weg und kehrte uns den Rücken zu. Mein Blick fiel auf das umgedrehte Kreuz, dass auf der Rückseite ihres Ornats angebracht war. Der senkrechte schwarze Balken, der oben in das helle Rot hineinschnitt, ging im unteren,

schwarzen Teil des Umhangs wie der Querbalken in eine grellrote Färbung über.

Ich war überrascht von der Strenge, die mit einem Mal von George ausging. Sie kam mir wie verwandelt vor, so ganz anders als die kokette Georgina, als die sie sonst den Männern unter uns begegnete.

Während sich die Messdienerinnen andächtig niederknieten, hob George beschwörend die Arme und sprach mit lauter Stimme die Worte: "König der Welt, Schöpfer und Triebkraft des Lebens, du, der du in dunkler Nacht unsere Schritte lenkst, ich rufe dich an und bitte dich: Wohne unserer Versammlung bei!"

Ich hatte es den anderen gleichgetan und mich ebenfalls niedergekniet, als George die Anrufungsformel zu sprechen begann. Sobald sie damit fertig war, drehte sie sich um, senkte die Arme, spreizte sie in Höhe der Hüfte seitlich ab und sagte: "Erhebet die Herzen!" – Worauf die Gemeinde antwortete: "Wir haben sie bei Ihm."

Danach nahmen wir alle wieder eine bequemere Sitzhaltung ein. George begab sich derweil zu der hölzernen Kanzel, die an einer der vorderen Säulen angebracht war. Bevor sie diese betrat, drehte sie sich kurz zu den Messdienerinnen um. Diese breiteten, anscheinend einem festgelegten Ritus folgend, die mitgebrachten Utensilien auf dem Altar aus, der im Dunkel des hinteren Gewölbes nur schemenhaft zu erkennen war.

Von der Kanzel aus blickte George – wohl um sich zu sammeln und die Gedanken zu ordnen – zunächst unverwandt in die Tiefe des Raumes. Erst dann setzte sie zu der Predigt an. Dabei handelte es sich offenbar um Passagen aus der Bibel, die George für ihre Zwecke abgewandelt hatte. Dies verlieh der Rede etwas Alttertümlich-Pathetisches, aber auch einen feierlichen Ernst.

"Meine Freunde", begann sie, "ihr wisst, dass wir wieder einmal in einer Zeit leben, in der die Mächtigen in ihren Kommandozentralen Unheil planen und Böses ersinnen. Und sie planen es nicht nur, sondern sie führen es auch aus; denn sie haben die Macht dazu. Sie erheben Anspruch auf den Reichtum anderer und reißen ihn an sich. Sie wollen sich fremde Länder untertan machen und sie ihrem Willen unterwerfen. Sie wenden Gewalt an gegen die fremden Länder, gegen die Besitzer und ihr Eigentum. Sie fressen die fremden Völker einfach auf."

George hatte sich rasch in einen Zustand heftiger Erregung hineingeredet. Ihre Mundwinkel zitterten, während sie ausrief: "Schande über die, die ihre geheimen Pläne verbergen, damit im Dunkel bleibt, was sie tun! Sie predigen Honig, während sie Gift anrühren. Und sie zeigen mit dem Finger auf andere, während sie ihre mordlüsternen Pläne verfolgen."

George ließ den Widerhall ihrer Worte in dem Gewölbe verebben. Dann fuhr sie, die Stimme wieder senkend, fort: "Ich sage euch: Die Sonne wird untergehen für diese falschen Propheten, und der Tag wird schwarz werden über ihnen. Dies wird aber nur geschehen, wenn ihr euch durch niemanden und auf keine Weise täuschen lasst! Vergesst nie, dass diese Leute Lügenapostel sind! Mit großer Macht werden sie auftreten und euch paradiesische Versprechungen machen, damit sie vor euch als Diener der Gerechtigkeit erscheinen. Den Schein der Barmherzigkeit werden sie wahren, doch in ihren Herzen werden sie sie verleugnen."

Die Hände fest um das Geländer der Kanzel gelegt, als strömte ihr von dort die Kraft für ihre Rede zu, schloss George die Augen und setzte erneut zu einem feierlichen Fluch an: "Söhne des Verderbens sind sie, Gesetzesbrecher, die sich als das Gesetz ausgeben! Das Böse lieben sie mehr als das Gute und die Lüge mehr als

wahrhaftige Rede. Sie wollen euch zur Ungerechtigkeit verführen, sie wollen, dass ihr euch der Wahrheit verschließt. Wenn ihr euch ihnen aber widersetzt, werdet ihr es sein, die von ihnen als ungerecht und als Verbreiter der Unwahrheit gebrandmarkt werden. Denn sie sind Ränkeschmiede, und ihre Zunge gleicht einem scharfen Messer."

Erst jetzt öffnete George wieder die Augen. Als würde sie aus einem Traum erwachen, blickte sie geistesabwesend in die Runde, bis sie sich wieder gesammelt hatte. Dann beendete sie ihre Predigt mit den Worten: "Ich wünsche euch allen, dass ihr stark genug seid, um euch diesen Verführungen und Bedrohungen zu widersetzen. Verschließt eure Herzen niemals vor der Wahrheit, durch die allein wir gerettet werden können! Möge der Hauch eures Mundes die Unwahrheit kenntlich machen und das Böse vernichten, das mit Hilfe dieser Unwahrheit von den habgierigen Propheten ins Werk gesetzt wird!"

Eine Zeit lang versenkten alle sich in sich selbst und ließen Georges Worte in ihrem Innern nachhallen. In meinem Kopf herrschte allerdings nichts als ein einziges großes Rauschen. Ich war einfach zu verwirrt von der ganzen Atmosphäre und der ungewohnten Zeremonie. Aber vielleicht war das ja bei denen, die schon häufiger an diesen Messen teilgenommen hatten, anders.

Eine ganz spezielle Messe/2

Samstag, 30. September

Glaubenserinnerungen

In meiner Jugend hatte ich einmal eine ziemlich religiöse Phase. Ich trug ein goldenes Kreuz um den Hals, hatte einen Jesus-lebt-Sticker auf meinem Schulranzen und war Mitglied in einer christlichen Jugendgruppe.

Im Rückblick frage ich mich allerdings, ob ich wirklich religiös war in meiner religiösen Phase. Was mich

an der Gruppe angezogen hat, war wohl eher dieses Gefühl eines unbedingten Aufgehobenseins in einer Gemeinschaft. Kaum etwas macht die geistige Verbindung zu anderen so unmittelbar erlebbar wie das gemeinsame Sich-Versenken in den Urgrund des Seins.

Mir hat das damals zu einem tieferen Bewusstsein meiner selbst verholfen. Denn mein Ich hatte sich ja keinesfalls aufgelöst in der Gemeinschaft. Ich wurde mir darin nur meiner Wurzeln bewusst und ihrer geheimen Verzweigungen mit anderem Seienden.

Wie gesagt – es war eine rein geistige Gemeinschaft. Nie hätte ich beim Friedensgruß oder bei der Austeilung der Hostien eine körperliche Regung empfunden. Und doch sind aus unserer Gemeinschaft Paare hervorgegangen, die ihren Bund nicht nur auf geistiger Ebene besiegelt haben.



Besonders intensiv ließ sich die Gemeinschaft natürlich im gemeinsamen Gebet erfahren. Gerade die rituellen Gebete, bei denen der Sinn der Worte durch die immer gleiche Abfolge der Worte verblasst, haben das unsichtbare Band zwischen uns immer wieder neu geknüpft. Es war, als würde unser gemeinschaftliches Murmeln einen geistigen Windhauch erzeugen, in den sich unmerklich der Atem eines höheren, allumfassenden Geistes mischte.

Eine ähnliche Erfahrung habe ich auch bei der Jahresmesse mit George gemacht – und doch war diese Erfahrung zugleich ganz anders als alles, was ich seinerzeit in meiner christlichen Jugendgruppe erlebt hatte.

2. Fürbitten

Die Stille, die auf seine Predigt gefolgt war, beendete George nach einer Weile mit den rituellen Worten: "Lasset uns beten!"

Wie alle anderen kniete daraufhin auch ich mich nieder und faltete, in Erwartung der priesterlichen Zwiesprache mit Gott, die Hände. Gleich bei den ersten Worten, die George sprach, zuckte ich jedoch heftig zusammen. Denn das Gebet, dessen gleichmäßig-weihevoller Strom jetzt den Raum erfüllte, offenbarte mir mit einem Mal den Sinn dieser Versammlung. Anscheinend war ich, so durchfuhr es mich, doch mit zu großer Naivität an die Messe herangegangen.

George verließ nun die Kanzel und stellte sich aufrecht vor uns hin. Die Arme vor der Brust verschränkt, sprach sie mit geschlossenen Augen die Worte: "Ehre und Lobpreis sei dir, Satan, du weisester und schönster der Engel, du Fürst des Exils und Zuflucht der Verbannten! Du, der du mit dem Tod, deiner alten und

starken Geliebten, die Hoffnung zeugst, schillernder König der unterirdischen Dinge, vertrauter Heiler der menschlichen Ängste, wir bitten dich: Lass unsere Seele eines Tages unter dem Baum der Erkenntnis bei dir sich ausruhen, wenn über deiner Stirn seine Zweige wie ein neuer Tempel sich ausbreiten werden!"

In die Schlussworte des Gebets, die anscheinend einer vorgegebenen Formel folgten, stimmte die Gemeinde in monotonem Gemurmel ein: "O Satan, erbarme dich unseres langen Elends!"

Ich verspürte den heftigen Impuls, wegzulaufen, irgendwohin, nur fort von diesem Ort, an den mich – wie ich jetzt wieder dachte – offenbar ein paar Verrückte verschleppt hatten. Dass ich dem Impuls nicht nachgegeben habe, lag wohl in erster Linie an meiner Angst vor dem, was auf meinen Fluchtversuch gefolgt wäre.

Außerdem aber war ich trotz allem neugierig auf den Fortgang dieser merkwürdigen Messe. Ich beruhigte mich damit, dass weder die Predigt noch das von George gesprochene Gebet so recht zu meiner Vorstellung von Schwarzen Messen passten. Wahrscheinlich handelte es sich, so sagte ich mir, bei der Satansanbetung um etwas rein Äußerliches – eine seltene Art von Abbitte oder irgendein frühchristliches Ritual, das George in seiner Vorliebe für Exzentrisches wieder ausgegraben hatte.

Als Nächstes waren die Fürbitten an der Reihe. Ausgewählte Mitglieder der Gemeinde begaben sich nacheinander nach vorn und trugen dort ihre vorbereiteten Texte vor. Auch diese folgten offenkundig einem festen Schema, von dem nur geringfügig abgewichen werden durfte.

Die erste Fürbittensprecherin war Yvonne. Die Aufregung war ihr deutlich anzumerken, auch wenn sie sichtlich darum bemüht war, souverän zu wirken. Sie stellte sich direkt neben George, die mit

gefalteten Händen an ihrem Platz stehen geblieben war, und sprach mit zitternder Stimme: "Du, der du mit deiner Liebe selbst den einsamsten Parias den Weg ins Paradies weist, wir bitten dich: Sei bei den Heimatlosen und den Armen dieser Welt, und gib ihnen den Mut und den Stolz, sich nicht schuldig zu fühlen an ihrem Elend!"

Hierauf antwortete die Gemeinde erneut mit den Worten: "O Satan, erbarme dich unseres langen Elends!"

Während Yvonne sich wieder zu ihrem Platz zurückbegab, trat ein junger Mann nach vorn, den ich noch nicht näher kennengelernt hatte. Es war mir jedoch aufgefallen, dass er für einen Mann außergewöhnlich weiche, fast schon engelsgleiche Gesichtszüge hatte. So wunderte es mich nicht, dass George ihn des Öfteren nach dem Abendbrot in ihre Kammer einlud. Eigentlich hieß er Herbert. George hatte ihn jedoch auf den Namen Hervé getauft – wahrscheinlich, weil das mehr nach "amour" klingt.

Der blonde Schönling wirkte ähnlich aufgeregt wie Yvonne, sprach seine Fürbitte aber viel lauter und pathetischer als diese: "Du, der du dem Verurteilten jenen stolzen Blick gibst, der eine ganze Volksmenge rund um ein Schafott zum Schweigen bringt, wir bitten dich: Gib uns die Kraft zum Widerstand gegen das Unrecht dieser Welt!"

Darauf setzte wieder der Murrechor ein: "O Satan, erbarme dich unseres langen Elends!"

Nun war Schorsch an der Reihe. Er war der Einzige, bei dem die Fürbitte nicht recht glaubhaft wirkte. Obwohl er mit seinem Stoppelhaarschnitt weit besser in die Kartoffelsackkutte passte als Yvonne mit ihren langen Locken, signalisierte er mit seinem Grinsen eine weit größere Distanz zu dem Geschehen um ihn her. Hinzu kam, dass die von ihm gesprochene Fürbitte zu kaum je-

mandem weniger gepasst hätte als zu dem geborenen Selbstdarsteller Schorsch: "Du, der du dein Zeichen setzt auf die Stirn des selbstsüchtigen und eitlen Krösus, wir bitten dich: Gib uns die Kraft, der Habgier und der Ruhmsucht zu widerstehen!"

Die Gemeinde übersah das distanzierte Grinsen Schorchs und reagierte auf die Fürbitte nicht anders als auf die zuvor gesprochenen: "O Satan, erbarme dich unseres langen Elends!"

Die letzte Fürbittensprecherin war Lina. Es war deutlich zu erkennen, dass sie nicht das erste Mal für diesen Dienst ausgewählt worden war. Sie schaffte es sogar, ihre Stimme genau auf die Akustik des Raumes einzustellen, so dass sie weder schrill noch dumpf klang: "Du, der du in das Herz der Dirnen die Liebe zu den Gefallenen legst, wir bitten dich: Schenke uns die Kraft und die Liebe, dich zu finden in der Nähe zum anderen."

Ich hoffte, dass sie mich nach diesen Worten anschauen würde, doch Linas Blick blieb auch dann noch ins Ungefähre gerichtet, als sie sich wieder an ihren Platz zurückbegab. Auf ihre Fürbitte hin erklang nicht das vorherige Gemurmel, sondern eine neue, offenbar ebenfalls ritualisierte Antwort, die das Ende dieses Teils der Zeremonie anzeigte: "Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, wenn es mit Dankbarkeit genossen wird."

Eine ganz spezielle Messe/3



Samstag, 30. September

Das Wunder der Stimme

Wenn ich durch die langen Kreuzgänge hier wandle, muss ich oft unwillkürlich an die Choräle denken, die ich einmal bei einem Gastauftritt eines georgischen Chores gehört habe. Die Erfahrung einer vollkommenen Harmonie, die diese Musik ausstrahlte, ist mir bis heute in Erinnerung geblieben.

In der Tat bringt wohl kaum etwas die geistige Gemeinschaft mit anderen so rein zum Ausdruck wie der Chorgesang. Nichts zeugt so sehr von der Möglichkeit des Menschen, zumindest zeitweilig aus dem Käfig seines Ichs auszubrechen.

Dies liegt zunächst einmal an dem Wunder der Stimme. Kehlkopf, Gaumensegel, Stimmbänder – das alles ist rein materieller Natur. Das, was daraus hervorgeht, ist jedoch wesensmäßig immateriell.

So ist die Stimme das beste Zeugnis für die innige Verbindung von Geist und Materie.

Wie ein Vogel aus seinem Nest steigt der Geist aus der Materie auf. Und wie ein Luftzug, der die Pollen von einer Pflanze zur anderen trägt, befruchtet er seinerseits wieder die Materie, die dann wiederum ihm neue Nahrung gibt. Genauso ist es mit dem Gesang.

Etwas Ähnliches gilt natürlich auch für sprachliche Äußerungen. Auch hier geht aus der Materie etwas Geistiges hervor. Die Sprache aber kann auch Zwietracht säen. Ein Wort kann zur Waffe werden, es kann wie ein Projektil in die Seele eines Menschen eindringen und ihn von innen heraus zersetzen.

Der Gesang dagegen hat immer eine versöhnende Wirkung. Stets erhebt sich der Mensch in ihm aus der Enge seines materiellen Daseins und hat Teil am schwerelosen Reich des Geistes.

Im gemeinsamen Gesang mit anderen entsteht auf diese Weise etwas Neues, ein geistiger Raum, in dem Freiheit unmittelbarer erfahren werden kann als in der Sprache. So ist der Eindruck von Vergeistigung auch dort am stärksten, wo sich der Gesang von der Sprache löst – wo die Bedeutung der Worte hinter ihrer Intonation oder choralen Variation zurücktritt. Wo das Wort nur Ausgangspunkt ist für den freien, sprachlosen Flug des Geistes im Medium der Stimme, die im Verein mit anderen Stimmen eine Ahnung jener Harmonien vermittelt, die im Inneren des Kosmos walten.

Warum hat der Gesang eigentlich in der Jahresmesse keine Rolle gespielt? Oder hat er dort nur eine andere Form angenommen? Waren die Laute, die wir dort von uns gegeben haben, auch eine Art von urtümlichem Gesang?

3. Agape

Nach den Fürbitten verharrten zunächst alle in stiller Besinnung – alle außer mir. Zu sehr beschäftigte mich der Gedanke an das, was nun kommen musste – die Kommunion. Zwar hatte ich nur eine sehr ungenaue Vorstellung davon, wie diese auf Schwarzen Messen aussieht. Gerade dies hatte jedoch zur Folge, dass meine Unruhe sich immer mehr steigerte. Schließlich ertrug ich es kaum noch, wenigstens so zu tun, als würde ich Predigt und Fürbitten in meinem Geist nachklingen lassen.

Als ich eben aufblicken wollte, ertönte von irgendwoher ein leises, aber mehrstimmiges Flüstern, das sich wie aufkommender Wind überall im Raum ausbreitete. Gleichzeitig wurden die Fackeln eine nach der anderen von einer der beiden Messdienerinnen gelöscht. Am Ende verströmte nur noch ein dreiarmer Leuchter, der zuvor in der Nähe des Altars aufgestellt worden war, sein schummriges Licht.

Sobald das Gemurmel, in das jetzt die gesamte Gemeinde einstimmt, laut genug war, konnte ich darin deutlich zwei Worte unterscheiden: "Weißer Rabe". Ohne Pause und in beständig anschwellender Lautstärke wurden sie wieder und wieder in den Raum gehaucht.

Allmählich schwoll das Flüstern zu einem Rufen an, das mich wie ein Sog in sich aufnahm. So nahm ich mit derselben Erleichterung wie die anderen wahr, wie sich – scheinbar auf das Rufen der Gemeinde hin – hinter dem Altar eine Gestalt emporzuschlängeln begann. In dem schwachen Kerzenlicht war sie zunächst nur schemenhaft zu erkennen.

Erst allmählich erkannte ich, dass die Gestalt aus zwei seitlich zu uns stehenden nackten Körpern bestand, die sich mit nach oben

gerekten Armen aneinanderschmiegen. In dem Augenblick, in dem die Unterkörper hinter dem Altar auftauchten, lösten sich die Körper ein Stück weit voneinander. Dadurch schien der überdimensionale Phallus, der von einem von ihnen abstand, den anderen waagerecht zu durchschneiden. Gemeinsam bildeten die beiden Körper so die Form eines umgedrehten Kreuzes.

Nachdem sich die Körper zu voller Größe aufgerichtet hatten, verstummten mit einem Mal die "Weißer-Rabe"-Rufe. Gleichzeitig nahm eine der beiden Messdienerinnen ein Weihrauchfässchen – das aber keinen Weihrauch, sondern einen besonders aromatischen Rosenduft verströmte – von dem Altar. Dieses schwenkte sie über den beiden Körpern, bis sie ganz von dem Duft eingehüllt waren. Dann breitete sie ein rötlich schimmern-des Tuch über sie.

Daraufhin sprach die Gemeinde die für diesen Zeitpunkt offenbar rituell vorgeschriebenen Worte: "Lehre uns, Satan, dein Wort, das lebt und das bleibt, auf dass wir nicht aufhören, einander von Herzen zu lieben, und immer wieder neu geboren werden aus deinem unvergänglichen Samen. Denn alles Sterbliche ist wie Gras, und all seine Schönheit ist wie die Blume im Gras. Das Gras verdorrt und die Blume verwelkt, du aber bleibst in Ewigkeit."

Sobald der Widerhall dieser Worte in dem Gewölbe verklungen war, hob die Messdienerin das Tuch wieder hoch. Dahinter kamen – nun nebeneinander stehend – wieder die beiden Körper zum Vorschein, die sich zuvor zu der Form des umgedrehten Kreuzes vereinigt hatten. Jetzt war deutlich zu erkennen, dass es sich bei der einen Gestalt um George und bei der anderen um die zweite Messdienerin handelte.

Ich hatte jedoch keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen. Denn im selben Augenblick, in dem das Tuch hochgehoben

wurde, warfen alle um mich her ihre Kutten von sich. Darunter waren sie völlig nackt!

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis ich mich dazu durchrang, es ihnen gleichzutun. Unter den gegebenen Umständen wäre es peinlicher gewesen, den Sackumhang anzubehalten, als ihn abzuwerfen. Dazu kam noch, dass ich ohnehin länger als die anderen brauchte, um mich zu entkleiden: In Unkenntnis des rituellen Ablaufs der Messe trug ich als Einziger Unterwäsche.

Wir begaben uns nun alle nackt nach vorne und bildeten einen Kreis um George und die beiden Messdienerinnen, wobei jeder die beiden neben ihm Stehenden umarmte. Der dreiarmlige Leuchter stand jetzt mitten auf dem Altar. Um ihn herum gruppierten sich ein mit Edelsteinen besetzter Weinkelch, eine bauchige Korbflasche sowie eine muschelförmige Schale, die mit schwarzrot schimmernden Oblaten gefüllt war. Erstaunlich für mich war, dass die große körperliche Nähe in keiner Weise erregend wirkte. Stattdessen stellte sich ein Gefühl tiefer Verbundenheit mit den anderen ein, das ich in dieser Form noch nie empfunden hatte.

Was mich allerdings in dem Moment am meisten beschäftigte, war George. Den überdimensionalen Phallus, den sie sich zuvor umgeschnallt hatte, hatte sie inzwischen abgenommen. Auch ihr Körper bot sich den Blicken nun so dar, wie Gott – oder wer auch immer – ihn geschaffen hatte. Die Wirkung war die eines Vexierbildes.

Die weichen Gesichtszüge und die – wenn auch nicht sehr üppigen – Brüste erweckten den Eindruck einer Frau, bei der, wie etwa bei bestimmten Hochleistungssportlerinnen, infolge einer Hormonbehandlung die Klitoris zu einem kleinen Penis angewachsen war. Sah man jedoch zuerst auf ihren Unterkörper, so

wirkte George eher wie ein Mann, bei dem sich der Hodensack nicht richtig ausgebildet hat, so dass dieser nicht nach unten hängt, sondern den Penis bis zur Hälfte umschließt. Bei einem flüchtigen Blick wirkte es fast so, als handle es sich nicht um ein, sondern um zwei einander umspielende Geschlechtsorgane. Georges Nacktheit kam mir daher zunächst etwas obszön vor.

Die Messdienerinnen füllten nun den auf dem Altar stehenden Kelch mit Wein. George nahm derweil die Schale mit den Oblaten, die offenbar als Hostien dienten, zur Hand. Langsam schritt sie (er?) damit unseren Kreis ab. Immer wenn sie die Hostien vor ihrer Austeilung in die Höhe hielt, leuchteten die roten Striche, von denen sie durchsetzt waren, im Kerzenschein wie feine Adern.

Eine ganz eigene Harmonie ging von diesem Farbenspiel aus. Gleichzeitig weckte es aber auch eine unangenehme Erinnerung in mir. Unwillkürlich musste ich beim Anblick der Hostien daran denken, wie ich einmal ein Frühstücksei aufgeschlagen hatte, das schon befruchtet gewesen war: Statt des Eigelbs war eine rötlich-gelbe Masse an meinem Messer heruntergelaufen.

Entsprechend zwiespältig waren meine Gefühle, als die Reihe an mich kam und George die Hostie vor mich hinhielt. Bevor sie – ich bleibe lieber beim weiblichen Pronomen, da George sich eher als Frau zu fühlen scheint – mir diese in den Mund legte, küsste sie sie noch mit einer Inbrunst, die mich befremdete. Dann blickte sie mir fest in die Augen und murmelte einige unverständliche Worte.

Mechanisch öffnete ich die Lippen. Unmittelbar darauf spürte ich die Hostie in meinem Mund. Ihr bittersüßer Nachgeschmack lag mir noch Minuten danach auf der Zunge.

Während George mit den Hostien von einem zum anderen schritt, ging gleichzeitig der Weinkelch von Hand zu Hand. Die Messdienerin, die die blutrote Flüssigkeit eingegossen hatte, hielt ihn demjenigen, dem zuerst die Hostie gereicht worden war, an den Mund und ließ ihn einen Schluck daraus trinken. Dann gab sie ihm den Kelch in die Hand. Dieser flößte nun dem links von ihm Stehenden Wein ein und überreichte ihm dann den Kelch. So setzte sich das Ganze fort, bis schließlich jeder einen Schluck aus dem Kelch genommen hatte.

Nachdem alle von dem Wein getrunken und eine Hostie erhalten hatten, setzte die Sphärenmusik wieder ein, und ein jeder begab sich zurück an seinen Platz. Sobald wir uns auf unseren Matten niedergelassen hatten, wurde das Kerzenlicht gelöscht. Nun war der Raum in völlige Dunkelheit gehüllt.

Tja, und dann begann das, wofür mir in der Tat die Worte fehlen: Fremde Körper berührten mich und wurden von mir berührt, Hände verfangen sich ineinander, lösten sich auseinander und formten Koseworte auf Gesichtern, deren Züge sie wie Inschriften auf alten Steintafeln ertasteten. Zungen sprachen, ohne zu reden, Körper verschwammen ineinander und erfanden einander neu in einer unendlichen, immer wieder wechselnden Vielfalt von Gestalten.

Es schien, als wäre der ganze Raum erfüllt von dem Rauschen der Wipfel eines undurchdringlichen Urwalds, in dessen fruchtbarer Nacht die Schreie seltener Vögel widerhallen. Ich fühlte mich gleichzeitig tief in mir und völlig außer mir, ein Schiffbrüchiger in einem wogenden Meer, das ihn in regelmäßigen Abständen verschluckt und wieder ausspuckt, ausspuckt und wieder verschluckt. Ich hatte eine Grenze überschritten und war in Regionen vorgedrungen, die ich nie zuvor betreten hatte.

III. Der Blackout



Verwandlungen

Sonntag, 1. Oktober

Seit der Messe ist nichts mehr so, wie es war.

Am Tag danach hatte der Rausch zunächst noch angehalten. Da fühlte ich mich wie nach einer durchzechten Nacht, wenn der Schlafentzug eine trügerische Euphorie entfacht. Nicht nur die, mit denen ich hier lebe, waren mir auf einmal so nahe wie mein eigenes

Hemd. Auch die gesamte Umgebung, die kleinsten Käfer, die entferntesten Sterne – alles war mir unendlich vertraut, als hätte ich seit Anbeginn der Zeiten Umgang damit.

Schon zwei Tage später stellte sich jedoch ein heftiger Kater ein. Plötzlich war es mir peinlich, jenen zu begegnen, denen ich mich während der Messe in einer Weise gezeigt hatte, in der weder andere noch ich selbst mich je zuvor gesehen hatten. Jeder Blick, der mich traf, ließ mich nun daran denken, dass der oder die Betreffende vielleicht unter jenen gewesen sein könnte, mit denen ich am Tag der Messe "kommuniziert" hatte.

An den Reaktionen der anderen merkte ich, dass es nicht wenigen genauso ging wie mir. Einige erröteten, wenn ich ihnen in die Augen sah, andere blickten unter sich oder versuchten ihre Unsicherheit durch hektisches Reden zu überspielen.

Manche freilich schienen sich durch die neue Qualität, die unsere Beziehungen durch die Messe erhalten hatten, in keiner Weise



beeinträchtigt zu fühlen. Ganz im Gegenteil machten sie sich sogar einen Spaß daraus, darauf durch einen koketten Augenaufschlag oder – wie Schorsch, für den alles nur ein Spiel zu sein schien – durch ein vielsagendes Lächeln anzuspielen. Wieder andere begrüßten einen nun auch betont herzlich, indem sie ihre Mitbrüder und -schwestern umarmten oder ihnen beim Händegeben mit Mittel- und Zeigefinger über die Innenfläche der Hand strichen.

Insgesamt habe freilich auch ich den Eindruck, dass diese ganz spezielle Nacht mich den anderen nähergebracht hat. Es ist, als wären wir uns wenigstens eine Zeit lang ohne die Maske des Selbstentwurfs begegnet, die ansonsten das wahre Wesen eines jeden verdeckt.

Zu meinem eigenen Erstaunen hat die Messe sogar meiner Beziehung zu Lina in keiner Weise geschadet. Anstatt so etwas wie Eifersucht zu empfinden, begegnen wir einander nun mit einer nie gekannten Offenheit. Unsere Liebe ist jetzt völlig frei von Befriedigungsgier, ein rein körpersprachlicher Dialog, der die Wörtersprache ergänzt und weiterführt.

Auch meine Stellung in der Gruppe hat sich durch die Messe deutlich verändert. Für Novizen scheint sie in der Tat so eine Art Aufnahmeprüfung zu sein. Erst wer einmal daran teilgenommen hat, wird zu einem echten Teil der Gemeinschaft.

Heute hat mich sogar George mal wieder zu einer Privataudienz gebeten. Sie wolle etwas mit mir besprechen, hat sie mir zugehört, natürlich ohne ins Detail zu gehen.

Typisch George! Sie liebt es einfach, sich in den Schleier des Geheimnisvollen zu hüllen. Und tatsächlich kann ich das Treffen nun vor Neugier kaum erwarten!

Privataudienz bei George/1



Montag, 2. Oktober

Meine Privataudienz bei George gestern Abend war noch etwas skurriler, als ich erwartet hatte. Unsere Schattenkönigin hat sich mal wieder selbst übertroffen!

1. Sonnenfinsternis im Bunker

Als ich ihre Kammer betrat, musste ich feststellen, dass George nicht allein war. Hervé, der blonde Beau, saß neben ihr auf der Sessellehne und ließ seine Finger durch ihre Haare gleiten. Gedankenverloren blickte er zu mir auf, dann widmete er sich wieder seinem traumtänzerischen Fingerspiel.

Euphorisiert durch die Extra-Portion Zärtlichkeit, begrüßte George mich noch enthusiastischer als sonst. "Ah, da ist ja der tolle Theo! Willkommen in der Höhle der Löwin!" Auf das Sofa

weisend, fügte sie hinzu: "Schau, heute hast du sogar das ganze Raubtierbett für dich allein!"

Ich ließ mich auf das Sofa fallen, das mich wie mit duftenden Wattearmen umfing. Erwartungsvoll sah ich George an.

"Nun, mein lieber Theo", begann sie, unterbrach sich dann aber gleich wieder und wandte sich an ihren liebestollen Trabanten.

"Ach, Hervé-Schätzchen, sei doch so gut und mix uns einen von deinen Cocktails", bat sie. "Am besten den, der so schön Feuer in der Mundhöhle legt. Das wird unser Gespräch ganz anders anheizen!"

"Gern, Georgie," hauchte Hervé, sich vom Sessel erhebend. Es klang sehr nach: Wie du befiehlest, Gebieterin.

Während er in das angrenzende Schlafkabinett entschwand, fiel mein Blick auf seinen Hintern, den er in ein geradezu obszön enges Paar Shorts gezwängt hatte. Was für ein Lustknabe, dachte ich.

Gut, ein bisschen bin ich vielleicht auch eifersüchtig auf diesen besonderen Günstling Georges. Andererseits hatte ich auch schon eine innere Distanz zu ihm empfunden, bevor ich von Georges Vorliebe für ihn erfuhr. Der gute Hervé ist für meinen Geschmack einfach etwas zu stark auf das Körperliche fixiert.

Nicht, dass ich etwas gegen die körperliche Ekstase einzuwenden hätte. Ich habe hier ja selbst erlebt, wie befreiend sie sein kann. Hervé aber scheint es gar nicht um das zu gehen, was durch sie bewirkt werden kann – eine umfassende Entgrenzung nicht nur des Körpers, sondern eben auch des Geistes. Für ihn zählt offenbar nur die körperliche Ekstase an sich. Das Ergebnis ist dann aber gerade das Gegenteil einer geistigen Befreiung, nämlich eine Fesselung an das rein animalische Lusterleben.

Eben deshalb verstehe ich auch nicht, warum George sich ausgerechnet zu Hervé so stark hingezogen fühlt. Klar, das blonde Siebens Schönlein ist erst Mitte 20, es muss George schmeicheln, dass so ein junger Kerl sie attraktiv findet. Aber müsste nicht gerade sie, die Hohepriesterin der Selbstreflexion, hierin die Fallstricke der Eitelkeit erkennen und ihr eigenes Tun in Frage stellen?

George ließ seinen Blick zunächst wie ich auf dem Objekt seiner Begierde ruhen. Erst als Hervé sich im Nebenraum an der Anrichte mit dem Hochprozentigen zu schaffen machte, wandte sie sich wieder mir zu.

Schlagartig ernster werdend, sagte sie: "Okay, kommen wir also zur Sache." Sie holte tief Luft. "Ich denke, dir ist klar, dass wir diese ganzen Meditationen hier nicht um ihrer selbst willen durchführen. Sie sind für uns eher eine Art innere Reinigung, eine Vorbereitung auf Aktionen außerhalb dieser Klostermauern. Ich nehme an, du hast schon davon gehört?"

Sie sah mich durchdringend an. War das etwa eine Fangfrage? Wollte George überprüfen, ob Lina mir irgendwelche Geheimnisse anvertraut hatte, die mich nichts angingen?

"Ja, schon", erwiderte ich betont vorsichtig, "aber nur ganz allgemein. Genauer weiß ich nicht, dazu hat mir niemand was gesagt."

George schmunzelte. Hatte sie etwa meine Gedanken erraten? "Das ist auch gut so", bekräftigte sie. "Wir sind hier zwar eine eingeschworene Gemeinschaft. Wenn aber doch mal jemand unsere Gruppe verlässt, kann jedes unbedachte Wort sich in eine Waffe gegen uns verwandeln."

Sie schlug die Beine übereinander. Dabei glitt der Wickelrock, den sie an dem Tag trug, auseinander und gab den Blick auf ihre wohlgeformten Oberschenkel frei. Wie machte sie es nur, in ih-

rem Alter eine so straffe Haut zu haben? Gab es in dem Kloster etwa einen geheimen Fitnessraum?

"Gut", fuhr sie fort, "dann zu einer anderen Frage. Hast du die Planungen für den neuen Friedenskrieg verfolgt?"

Ich sah sie verständnislos an. "Friedenskrieg? Was soll das denn sein?"

"Na, das Übliche halt", meinte George lakonisch. "Ein Krieg, in dem Frieden gepredigt und Gewalt gesät wird. Ein Angriff, der angeblich der Friedenssicherung dient, in Wahrheit aber aus rein wirtschaftlichen Motiven losgetreten wird."

Ich schüttelte den Kopf. "Davon habe ich hier nichts mitbekommen. Um ehrlich zu sein: In den letzten Wochen war ich eher mit mir selbst beschäftigt. Die Welt da draußen war ziemlich weit weg für mich."

George nickte nachsichtig. "Das geht den meisten so, wenn sie hierherkommen. Viele haben ja auch seit Ewigkeiten nicht mehr mit sich selbst gesprochen. Da gibt es natürlich Redebedarf!"

Sie schmunzelte, wurde aber gleich wieder ernst. "Dennoch können wir diesen Gewaltaposteln, die sich als Friedensfürsten verkleiden, natürlich nicht einfach das Feld überlassen. Das sind genau die Dinge, gegen die sich unsere Aktionen richten."

Ich begann mich etwas unwohl in meiner Haut zu fühlen. War ich hier etwa an eine verkappte Guerilla-Truppe geraten?

Noch während ich zu einer Frage ansetzen konnte, kam Hervé mit den Cocktails zurück. Schon die grelle Farbe war atemberaubend – und der äußere Schein trog nicht! Sobald ich ein wenig von der knallblauen Flüssigkeit durch den Strohhalm gesogen hatte, traten mir die Tränen in die Augen, und ich rang nach Luft.

George freute sich wie ein kleines Kind, das seinen Eltern einen Streich gespielt hat. "Der pustet gut durch, was?" lachte sie. "Un-

ser guter Hervé war früher nämlich Feuerschlucker, musst du wissen."

Hervé grinste währenddessen nur stillvergnügt in sich hinein, mit der Genugtuung eines Schülers, der eine Aufgabe zur Befriedigung seiner Lehrerin erledigt hat.

"Um noch mal auf diese Aktionen zurückzukommen", fragte ich, nachdem ich wieder bei Atem war. "Wie soll ich mir die denn konkret vorstellen? Und was verspricht ihr euch eigentlich davon? Die Kriegsvorbereitungen eines Staates zu stoppen, ist doch wohl eine Nummer zu groß für uns."

George nuckelte erst noch einmal genüsslich an ihrem Cocktail. Erstaunlich – ihr schien das ätzende Nass überhaupt nichts anzuhaben! Vielleicht hatte sie vom vielen Cocktailschlürfen schon eine Art Hornhaut auf der Kehle.

"Nun", mutmaßte sie dann, "sicher hast du hier auch eines dieser Schattengespräche geführt. Das ist ja gewissermaßen die dunkle Sonne, um die sich bei uns alles dreht."

Wieder fühlte ich mich von ihren Blicken durchbohrt. Hatte Lina ihr etwa von unserem Gespräch erzählt? Und warum schnitt George das Thema ausgerechnet jetzt an? Was hatte das mit der Aktion zu tun, von der sie sprach?

Verunsichert wandte ich den Blick ab. "Ja, natürlich, ich habe mir da auch so meine Gedanken gemacht. Es wäre ja auch seltsam, wenn nicht."

Unvermittelt drehte George sich zu Hervé um, der wieder neben ihr auf der Sessellehne Platz genommen hatte. "Und du, mein Goldschatz? Wie siehst du die Sache?"

Hervé sah sie verdutzt an, den Cocktail-Strohalm zwischen den Lippen. Auch ich wunderte mich, dass George so plötzlich das

Wort an ihn gerichtet hatte. Vielleicht wollte sie einfach sein ständiges Schlürfen auf elegante Weise unterbrechen.

"Nun, ich halte es da ganz mit dir", sagte er schließlich, den Cocktail kokett von sich wegstreckend. "Der Schatten ist wie eine Nabelschnur, der uns mit dem Strom der Zeit verbindet. So ähnlich hast du das doch mal ausgedrückt, oder?"

George nickte beifällig. "Ja, genau."

An mich gewandt, setzte sie hinzu: "Siehst du, und genau hier können wir mit unserer Aktion ansetzen. Sie besteht gewissermaßen darin, dass wir bei den maßgeblichen Akteuren die Nabelschnur durchtrennen."

"Ehrlich gesagt", musste ich zugeben, "für mich sprichst du in Rätseln."

George nahm noch einen Schluck von ihrem Cocktail. "Aber das ist doch ganz einfach, mein Guter", erklärte sie dann. "Wir erzeugen einfach in einem entscheidenden Moment eine totale Finsternis. Darin löst sich der Schatten der betreffenden Person auf, und schon haben wir das Spiel gewonnen."

Ich verstand noch immer nicht. "Wirklich? Und wieso?"

"Na, weil dann die Nabelschnur futsch ist", belehrte mich Hervé altklug.

Geduldig ergänzte George: "Jeder, der ganz auf dem Boden seiner Zeit steht, verliert die Orientierung, wenn du ihn vom geistigen Strom seiner Zeit abschneidest. Und das erreichen wir, indem wir den Schatten sozusagen in der Finsternis ertränken."

"Das ist alles?" wunderte ich mich. "Ihr schaltet einfach das Licht ab?"

Trügerische Harmonie



Montag, 2. Oktober, nachmittags

Lina ist vorbeigekommen, um mich zu einem Ausflug in den goldenen Oktober zu entführen. Sie hat ja Recht! Einen so schönen Herbsttag in einer stickigen Kammer zu verbringen, ist eine Sünde.

Ich habe diese letzten euphorischen Tage des Jahres schon immer gemocht. Dieses wehmütige Blinzeln der Blätter, ihr flackerndes Einstimmen in den finalen Reigen, bevor sie in der Nacht des Erdreichs versinken. Dieses Carpe-diem-Leuchten der Asten, das unbefleckte Blau des Himmels, in das die fortziehenden Vogelschwärme kryptische Zeichen malen. Alles verströmt auf einmal den Atem der Vollendung.

Warum ist das eigentlich nie Gegenstand der Meditationen hier? Weshalb bemühen wir uns nicht um einen Gleichklang unseres Inneren mit der äußeren Harmonie? Wieso machen wir unsere

Seelen nicht zu Spiegeln der äußeren Vollkommenheit, anstatt uns immer wieder mit Grübeleien über das Wie und Warum unseres Tuns und Denkens zu martern?

War dies nicht schon immer der Sinn klösterlicher Gemeinschaften – die Schönheit der Schöpfung zu preisen? Sie zur Geltung zu bringen gegen das Meer der Zerstörung, so heftig es auch gegen die Klostermauern branden mochte?

Auf der anderen Seite ist mir natürlich klar, dass der Eindruck vollkommener Harmonie trügerisch ist. Was heute eine überirdische Schönheit ausstrahlt, kann morgen schon der Achtlosigkeit menschlicher Expansionslust zum Opfer fallen.

Die herbstliche Stimmung beruht deshalb heute nicht mehr nur auf dem natürlichen Zyklus des Werdens und Vergehens. Sie ist auch den Verlustängsten geschuldet, die sich aus der Tendenz der menschlichen Zivilisation ergeben, auch noch die letzten unberührten Ecken dieser Welt ihrem Verwertungsinteresse zu unterwerfen.

Ja, auch die Natur selbst hat eine zerstörerische Seite. Aber in ihr bedeutet jeder Tod auch eine Neugeburt, immer geht ein Leben in einem anderen auf. Was nach Untergang aussieht, ist in Wahrheit bloß ein Gestaltwechsel. Nur der Mensch ist ein Meister des Todes, er allein ist imstande, das Füllhorn des Lebens in tote Materie zu verwandeln.

Aber was heißt das schon – "der Mensch"? Unzählige Dichter haben das harmonische, in sich ruhende Wesen der Natur besungen! Generationen von Mönchen und Nonnen haben sich dem Lobpreis der Schöpfung verschrieben und sich in Gebet und Gesang in sie vertieft!

Und doch mästet sich das Böse von Jahr zu Jahr mehr an den menschlichen Finsternissen ...

Wie kann das sein? Wie kann eine Schöpfung, deren Grundprinzip das Werden ist, in sich den Keim tragen zu etwas, das jedem Werden den Boden entzieht?

Verfügt das Böse, Zerstörerische womöglich einfach über mehr Energie als das Schöpferische, Aufbauende? Wächst es an dem, was es vernichtet?

Ist das Böse also ein Konstruktionsfehler im Bauplan der Schöpfung, eine Tumorneigung in ihrer DNA, die sie dem schleichenden Verfall preisgibt? Oder liegt in dem Ganzen ein tieferer Sinn? Ist die Schöpfung ganz bewusst so konstruiert, dass sie sich mit der Zeit selbst zersetzt, so dass die Schöpfungswürfel wieder in die Hand Gottes zurückfallen und er sie neu auswerfen kann?

Privataudienz bei George/2



Montag, 2. Oktober, abends

Schöpfungswürfel, kosmische Zyklen, menschliche Finsternisse, die das Meer der Zerstörung mästen ... Im Lichte der Gedanken, zu denen der Spaziergang mit Lina mich angeregt hat, kommt mir Georges Blackout-Mission ziemlich Größenwahnsinnig vor. Sie erinnert mich an die Staumauern aus Sand, die wir in der Kindheit am Strand gebaut haben. Ich weiß noch, wie wichtig ich mich dabei gefühlt habe – als würde ich das ganze große Meer in neue Bahnen lenken mit meinem Bauwerk.

Aber natürlich sind das einfach zwei verschiedene Perspektiven. Wer vom Gipfel auf das Tal herabschaut, nimmt die Welt eben anders wahr als diejenigen, die sich durch das Ameisengewimmel in der Ebene ihren Weg bahnen müssen.

2. Äußere und innere Schatten

Meine Verwunderung darüber, dass die geplante Aktion schlicht aus der Erzeugung eines kurzzeitigen Blackouts bestehen sollte, hatte George mit einem gelassenen Lächeln quittiert. Statt mir zu antworten, hatte sie erst einmal ihren Cocktail ausgetrunken.

"Ach, mach mir doch noch einen, mein Großer", bat sie dann Hervé, indem sie ihm das Glas hinhielt. "Ich kann einfach nicht genug kriegen von deinem Feuer!" Sie wies fragend auf mein Glas, aber ich hatte keinen Bedarf an einer zweiten Portion Feuer. Einmal Feuerschlucken war genug!

Goldlöffchen grinste geschmeichelt und zog ab ins Nebenzimmer. Zu mir gewandt, meinte George: "Stell dir so eine Aktion mal nicht zu einfach vor! Schließlich reden wir hier von einer Art Sonnenfinsternis bei einer Ansprache des Präsidenten, vor unzähligen Kameras und etlichen Scheinwerfern, die jeden Winkel des Raumes ausleuchten."

"Stimmt", räumte ich ein. "Daran hatte ich gar nicht gedacht. Das ist wahrscheinlich wirklich keine leichte Übung."

George nickte. "Ganz und gar nicht. Immerhin spielt uns die Dramaturgie der Ansprache ein bisschen in die Karten. Der Ernst der Situation soll dadurch vor Augen geführt werden, dass die Ansprache auf einer Militärbasis gehalten wird, in einer Art Bunker. Dadurch haben wir mit dem Sonnenlicht schon mal keine Probleme. Und für die allgemeine Stromversorgung haben wir ziemlich ausgefuchste Nerds an der Hand, die sich ins Elektrizitätswerk einhacken werden. Das Dumme ist nur, dass eine solche Militärbasis natürlich über Notstromaggregate verfügt. Die auszuschalten, ist der schwierigste Teil der Operation."

Ich sah sie fragend an. War das etwa die mir zugedachte Aufgabe? "Wenn du hier auf meine Hilfe zählst, muss ich dich leider enttäuschen", bekannte ich. "Ich bin nicht gerade das, was man einen Elektrik-Freak nennen würde."

George schmunzelte. "Wir brauchen dafür ja auch gar keinen Elektrik-Freak. Die Notstromaggregate lassen sich ganz einfach per Knopfdruck ausschalten. Die Schwierigkeit besteht darin, an den Knopf heranzukommen. Das geht nur, indem wir Leute in den Bunker einschleusen."

Mein Herz begann schneller zu schlagen. "Dann soll ich hier also als eine Art Mata Hari der Schattenlosen in Aktion treten?" fragte ich, um einen lockeren Ton bemüht.

"Nicht du allein", stellte George klar. "Wir hatten ursprünglich an eine Drei-Personen-Aktion geplant. Lina und Yvonne haben wir als Aufwartefräuleins bei der Catering-Firma untergebracht. Sie werden vor der Rede des Präsidenten Drinks und Canapés servieren und sich dann in einem unbemerkten Moment davonstehlen, um die beiden Notstromgeneratoren auszuschalten. Aber natürlich wird jeder Winkel in der Anlage von Videokameras beäugt. Deshalb brauchen wir auch jemanden im zentralen Überwachungsraum, über den die Monitore der Basis koordiniert werden. Wenn Lina und Yvonne sich an den Notstromaggregaten zu schaffen machen, müssen die Monitore altes Bildmaterial zeigen, das dem Überwachungspersonal signalisiert: Alles easy – still ruht der See!"

Langsam verstand ich, worauf die Sache hinauslief. "Dann wäre mein Part also, das Bildmaterial auszutauschen?"

"Eigentlich hatten wir dafür nur Schorsch eingeplant", erläuterte George. "Aber jetzt ist uns zu Ohren gekommen, dass das Präsidenten-Team auch im Kontrollraum Security-Leute platzieren

wird, sozusagen als Überwacher der Überwacher. Deshalb brauchen wir einen zweiten Mann, der die Security-Meute im entscheidenden Moment ablenkt. Und hier kommst du nun ins Spiel."

George blickte mich erwartungsvoll an. In meiner Verunsicherung griff ich zunächst einmal nach dem Cocktail und kaute auf dem Strohhalm herum. "Und wann soll die Aktion steigen?" fragte ich schließlich.

"Schon nächsten Donnerstag", gestand mir George. "Ich weiß, das kommt jetzt ein bisschen plötzlich für dich. Aber wir haben ja auch erst gestern von dem zusätzlichen Security-Personal erfahren. Selbstverständlich kannst du Nein sagen, wenn du dich unsicher fühlst. Du bist ja noch gar nicht so lange dabei, und normalerweise hätte ich dich auch nicht gefragt. Aber Lina hat sich so für dich eingesetzt, dass ..."

"Nein-nein", sagte ich schnell, "ihr könnt natürlich auf mich zählen! Ich wollte ja nur wissen, was auf mich zukommt."

In Wahrheit hätte ich gut auf diese Ehre verzichten können. Aber Lina enttäuschen? Nein, das kam auf keinen Fall in Frage, jetzt, nachdem wir endlich wieder zueinandergefunden hatten!

Aus dem Nebenraum war das Klirren von Gläsern zu hören. Hervé hatte den Drink für seine Herrin fertig angerührt. Obwohl ich abgelehnt hatte, servierte er auch mir eine zweite Runde.

"Ah, da kommt ja mein Feuermacher!" jubelte George, als ihr Schützling ihr den Cocktail überreichte. Unverzüglich machte sie sich daran, das lagunenblaue Nass in ihre Kehle zu saugen, während ich mein Glas zunächst unberührt auf dem Tisch stehen ließ.

"Sag mal", fragte ich nach einer Weile, "woher habt ihr eigentlich all diese Informationen? Der Stromkreislauf in einer Militärbasis, die Dienstpläne des Sicherheitspersonals eines Präsidenten – so

etwas lässt sich doch nicht einfach aus dem Internet runterladen."

George lehnte sich entspannt in ihrem Sessel zurück. Zärtlich strich sie Hervé, der wieder wie ein Schoßhündchen an ihrer Seite saß, über den Rücken. "Weißt du", sagte sie dann in ihrer kryptischen Art, "es gibt zwei Arten von Selbstsicherheit. Die eine bekommst du von einem dieser Instant-Schatten von Shadow Colours oder auch von deinem angeborenen Schatten. Diese Selbstsicherheit ist eine geborgte Selbstsicherheit, eine Sicherheit, die in Wahrheit gar nicht aus dir selbst kommt."

"Schon klar", warf ich ein, "aber ich verstehe nicht, was ..."

George gab mir ein Stopp-Zeichen mit der Hand. "Nur Geduld", bat sie mich, wohl selbst schon ein wenig sediert von ihrer blauen Droge. "Gleich wirst du verstehen, worauf ich hinauswill. Also: Die andere Selbstsicherheit, die aus dir selbst kommt, die Selbstsicherheit, bei der du wirklich deiner selbst sicher bist, die versuchen wir hier zu erlangen. Sie beruht darauf, dass dein Schatten für dich nicht mehr etwas Äußerliches ist, sondern ein Teil von dir wird, dass er sozusagen in dir selbst heranwächst, anstatt von außen in dich einzudringen."

An diesem Punkt beschloss Hervé, seiner Meisterin zur Seite zu springen. Vielleicht hatte er Angst, sie würde nach den gehaltvollen Cocktails nicht mehr auf den Punkt kommen. "Was Georgie eigentlich sagen will, ist: Wer durch diese Schule hier gegangen ist, auf den können wir uns hundertprozentig verlassen. Und so haben wir halt überall Leute, die uns die nötigen Informationen beschaffen."

"Genau", bestätigte George. "Wer sich selbst hier kennengelernt hat, lernt dadurch auch die Welt kennen – und begreift zugleich, dass die Welt nicht so bleiben kann, wie sie ist, wenn wir sie vor

ihrem Untergang bewahren wollen. Das Leben bei den Dunkel-
männern ist ja nichts anderes als ein Kraftquell. Alle kehren von
Zeit zu Zeit hierher zurück, um neue Energie zu tanken. Aber wir
alle wissen: Die Veränderungen in uns dürfen immer nur der
erste Schritt für Veränderungen außer uns sein."

Ein kurzes Schweigen trat ein. George tauchte wieder in ihre
Cocktail-Lagune ein, und auch ich tauchte den Strohhalm nun in
mein zweites Glas. Ich muss zugeben, dass der Cocktail umso
besser schmeckte, je häufiger ich daran nippte. Aber vielleicht
war ich ab einem gewissen Punkt auch zu benebelt, um das, was
der Drink mit mir machte, von seinem Geschmack zu unterschei-
den. Lange hatte ich mich nicht mehr so leicht gefühlt!

"Was ich noch fragen wollte", sagte ich nach einer Weile, meine
Zunge zu ordentlicher Artikulation bändigend. "Wie seid ihr ei-
gentlich auf den Namen 'Dunkelmänner' gekommen? Und heißen
die Frauen dann Dunkelmänn ... Dunkelmännin ... na, du weißt
schon."

Lachend erwiderte George: "Männlein! Weiblein! Dir müsste
doch klar sein, dass das für mich keinen Unterschied macht. Der
Begriff war einfach da, und er passte eben ganz gut zu uns. Das
Entscheidende ist: Wir wollen die Dunkelheit selbst gestalten,
anstatt uns von ihr gestalten zu lassen. Nichts anderes drückt der
Begriff 'Dunkelmänner' aus."

Den Rest meiner Privataudienz bei George sehe ich nur noch wie
durch einen blauen Nebel hindurch. Ich hätte eben den zweiten
Cocktail nicht anrühren dürfen! Irgendwann muss ich wohl in
meine Kammer gewankt sein, um meinen Rausch auszuschlafen.

Der Überwachungsraum



Dienstag, 3. Oktober

Heute war ich mit Schorsch bei meiner neuen "Arbeitsstelle" auf der Militärbasis. Jetzt, wo alles immer konkretere Formen annimmt, wo aus Phantasie Realität wird, kommt mir das Ganze erst recht surreal vor.

Der Posten am Einlass hat natürlich misstrauisch geguckt, als Schorsch noch jemand anderen zum Dienst im Kontrollraum mitbrachte. Das Argument, dass für den Besuch des Präsidenten das Überwachungspersonal aufgestockt werden müsse, leuchtete ihm aber unmittelbar ein. Noch überzeugender fand er allerdings den waschechten Dienstausweis, den George mir über seine dunklen Kanäle besorgt hatte.

Der Überwachungsraum sieht exakt so aus, wie ich mir das Cockpit eines futuristischen Raumschiffs vorstelle. Von meinem Arbeitsplatz aus blicke ich auf eine ganze Wand von Monitoren, ein Bild geht in das andere über. Überall leere Flure, grell ausgeleuchtete Gänge, verwaiste Treppenhäuser – und nicht zuletzt:

anderes Überwachungspersonal, das mit derselben schläfrigen Langeweile auf Bildschirme starrt.

Es ist ein bisschen wie auf dem Jahrmarkt, in einem dieser Spiegelkabinette, wo ein Spiegel das Bild des anderen reflektiert, so dass sich der Eindruck einer unendlichen Reihe immer gleicher Bilderfluchten einstellt.

Das Wichtigste für mich und Schorsch: die Replay-Taste. Damit lassen sich die Monitore sozusagen in eine Zeitmaschine verwandeln. Normalerweise dient die Taste dazu, ein auffälliges Ereignis noch einmal in Ruhe zu begutachten. In unserem Fall wird sie aber den Zweck erfüllen, die Zeit ein paar Minuten zurückzudrehen und den anderen Überwachern Bilder aus der Vergangenheit vorzuspielen. Die Botschaft: Alles so ereignislos wie immer!

Das Ganze ist wirklich generalstabsmäßig geplant. Wenn nichts Unvorhergesehenes passiert, könnte die Aktion tatsächlich von Erfolg gekrönt sein. Die Frage ist nur: Wozu ist das gut?

"Den Schatten in der Finsternis ertränken ..." Waren das nicht Georges Worte? Klingt gut, aber in Wahrheit werden wir doch nichts weiter als einen vorübergehenden Blackout auslösen. Das wird Verwirrung stiften, der Präsident wird seine Ansprache verschieben – und wird sie dann eben am nächsten Tag halten. Im Endeffekt wird der Krieg also schlicht 24 Stunden später beginnen.

Oder wird die totale Sonnenfinsternis im Bunker doch mehr bewirken? Nun, ich werde mich wohl überraschen lassen müssen!

Grassroots-Meditationen/3



Mittwoch, 4. Oktober

Was für ein düsterer Meditationsabend das gestern Abend doch war! Was hat George sich nur dabei gedacht? So kurz vor dem Beginn unserer großen Aktion hätte sie bei der Wahl des Meditationsthemas durchaus etwas sensibler vorgehen können. Ich hätte wirklich noch etwas Zuspruch gebrauchen können – und sei es auch nur in Form einer irgendwie ermutigenden, optimistisch stimmenden Meditation.

Stattdessen ist das genaue Gegenteil eingetreten. Die Grassroots-Meditation war wie ein langsam wirkendes Gift, das sich heimtückisch in meine Gedanken geschlichen und alles mit einem düsteren Schleier überzogen hat.

3. "Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis."

Das Thema der Meditation lautete:

*"Gebeugt bin ich und todkrank von früher Jugend an,
deine Schrecken lasten auf mir und ich bin zerquält.
Du hast mir die Freunde und Gefährten entfremdet;
mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis."*

Die Worte drangen in mich ein wie ein Stein, der auf ein tiefes Gewässer aufschlägt. Sie wühlten etwas in mir auf, gegen das ich einen heftigen Widerwillen empfand.

Am liebsten wäre ich aufgestanden und gegangen. Der geballten Konzentration um mich her und dem angestregten Blick meiner Mitmeditierenden in den Spiegel der eigenen Gedanken konnte ich mich jedoch nicht entziehen. So stellte ich mich am Ende doch den in mir aufsteigenden Bildern.

Sobald ich meinen Widerstand gegen die Worte aufgab, formte sich allmählich ein Gesicht aus ihnen: das Gesicht von Tante Lissy. Ich muss etwa 16 gewesen sein, als meine Mutter mich bat, ihr den Krankenhausbesuch bei der Tante abzunehmen. Sie selbst musste sich um meine jüngere Schwester kümmern, die mit einer fiebrigen Erkältung im Bett lag.

Es klang nach einer leichten Aufgabe. Ich sollte der Tante ein paar Zeitschriften und etwas Obst vorbeibringen, außerdem zwei Tüten mit Cashew-Kernen, die sie für ihr Leben gern aß.

"Vielleicht kannst du Tante Lissy ja etwas aufheitern", hatte meine Mutter mir noch mit auf den Weg gegeben. "Sie war in letzter Zeit immer so düsterer Stimmung, wenn ich sie besucht habe."

"Tante" Lissy war eigentlich gar nicht meine Tante, sondern nur eine von diesen entfernten älteren Verwandten, die man der Einfachheit halber so nennt, weil es für die Bande, die einen mit ihnen verknüpfen, kein passendes Wort gibt. Sie muss damals um die 80 gewesen sein und entsprach genau dem, was man wohl als "rüstige Rentnerin" bezeichnen würde. Sie liebte es, auf Reisen zu gehen, und scheute auch vor beschwerlicheren Abenteuern nicht zurück.

Wenn ich mich recht erinnere, war ihre letzte große Reise damals gerade erst ein paar Monate her: eine mehrtätige Busreise, auf der sie mitten im Hochsommer die griechische Inselwelt erkundet hatte. Kurz danach hatte sie eines Morgens plötzlich furchtbare Kopfschmerzen. Sie musste sich hinlegen, konnte dann aber nicht mehr aus eigener Kraft aufstehen und nur mit Mühe sprechen.

Die Diagnose – Schlaganfall! – war umso vernichtender, als Tante Lissy allein lebte. Als sie sich endlich zum Telefon schleppen und den Notarzt rufen konnte, war es für die meisten lindernden Maßnahmen schon zu spät.

So siechte sie langsam dahin: Vom Krankenhaus kam sie in die Reha-Klinik, wo sie wieder notdürftig sprechen lernte und sich mühsam dazu aufraffte, sich wenigstens innerhalb ihres Zimmers an Krücken zu bewegen. Kaum war sie aus der Reha-Klinik entlassen, traf sie jedoch ein erneuter Schlaganfall. Also landete sie abermals im Krankenhaus. Dort lag sie schon über zwei Wochen, als meine Mutter mich zu ihr schickte.

Ich selbst hatte keine engere Beziehung zu Tante Lissy. Ich glaube, sie war so etwas wie eine Cousine zweiten Grades meiner Großmutter. Da sie selbst keine Kinder hatte, war sie dieser eine Zeit lang bei der Kindererziehung zur Hand gegangen. Daher kam

auch die Verbindung zu meiner Mutter, für die Tante Lissy eine Art von zweiter Mutter war.

Für mich war Tante Lissy in erster Linie eine bequeme Geldquelle, deren Versiegen ich in letzter Zeit schon schmerzlich bemerkt hatte. Mein Besuch im Krankenhaus war denn auch mit der festen Absicht verbunden, sie sanft auf meine schwierige Finanzlage hinzuweisen.

Als ich aber auf der Station ankam, auf der Tante Lissy untergebracht war, fand ich ihr Bett verwaist vor. Weil die andere Frau in dem Zimmer gerade schlief, wollte ich die Stationsschwester fragen, wohin Tante Lissy verlegt worden war.

Kaum war ich auf den Flur hinausgetreten, hörte ich jedoch von irgendwoher ein Rufen, in dem ich deutlich die lallende, vom Schlaganfall geschädigte Stimme Tante Lissys erkannte. "Mama!" rief sie. "Hilf mir, Mama, Hilfe!"

Die Stimme, die ohne Unterlass weiter um Hilfe und nach "Mama" rief, in einem mal lauter, mal leiser werdenden kehligen Singsang, zog mich magisch an. Wie in Trance ging ich in die Richtung, aus der sie zu hören war.

Ich fand Tante Lissy in einer engen Kammer am Ende des Gangs, die von dem Krankenbett fast in ihrer ganzen Breite und Länge ausgefüllt wurde. Zu beiden Seiten des Bettes standen Reinigungsgeräte aller Art: Schrubber, Wischmopps, Staubsauger sowie verschiedene Arten von Besen und Bürsten. An den Wänden waren zweireihige Regale angebracht, auf denen sich Schwämme, Lappen und diverse Reinigungsmittel stapelten.

Als Tante Lissy mich sah, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus und rief mit ihrer verwaschenen, von den Schlaganfällen gezeichneten Stimme: "Nein! Ich will nicht! Lasst mich! Lasst mich!"

Ich versuchte sie zu beruhigen: "Aber Tante Lissy! Ich bin's doch – dein Neffchen!" So nannte sie mich bei ihren Besuchen manchmal.

Erst später erinnerte ich mich an die Klageweiber, die sie – wie sie uns schauernd erzählt hatte – bei ihrem Griechenlandbesuch auf einem Dorffriedhof gesehen hatte. Da ich an dem Tag meine grauschwarze Regenjacke anhatte, ist es gut möglich, dass sie in mir eine dieser traditionellen Trauerfrauen gesehen hat.

Meine Stimme schien gar nicht zu Tante Lissy durchzudringen. Fortwährend murmelte sie: "Ich will nicht sterben, ich will nicht, lasst mich, ihr sollt mich loslassen ..."

Sie stammelte mehr, als dass sie redete, so dass ich sie nur mit Mühe verstehen konnte. Die Konsonanten sprach sie fast gar nicht aus, wodurch sich ihre Worte wie eine einzige langgezogene Klage anhörten.

Nachdem sie sich zunächst halb im Bett aufgerichtet hatte, um die Klageweiber abzuwehren, sank Tante Lissy kraftlos in ihr breites Kissen zurück. Wie Treibsand nahm die weiche Masse ihren Kopf in sich auf.

Eine Weile lang starrte sie mit weit aufgerissenen Augen die Decke an, von wo eine matte Glühbirne ihr eingefallenes Gesicht beschien. Dann schloss sie die Augen, wie um zu schlafen, öffnete sie aber gleich darauf wieder, während ihre Lippen sich zu einem angestrengten Murmeln verzogen: "Der Priester ... ich muss doch ... ich muss doch ... Mama, hilf mir! Mama ..."

Ich erinnerte mich daran, dass Tante Lissy gläubig war. Froh um den Vorwand, die Kammer zu verlassen, wollte ich mich auf den Weg zur Stationsschwester machen, um die Angelegenheit mit ihr zu besprechen. Da stieß Tante Lissy plötzlich ein ersticktes Röcheln aus. Ich zuckte zusammen und drehte mich nach ihr um.

Gebannt blickte ich auf ihren nach hinten zurückgesunkenen Kopf, auf ihren halb geöffneten Mund, aus dem die Zunge hervortrat wie ein Fisch, der leblos an der Wasseroberfläche treibt. Ihr Oberkörper wurde förmlich in das Bett gepresst von der Heftigkeit des stoßweisen Atems, der sie nun durchfuhr. Gleichzeitig bewegte sich ihre linke, ungelähmte Hand zitternd, wie von Marionettenfäden gelenkt, auf der Bettdecke hin und her. Schließlich spannte sich ihr ganzer Körper an, als hätte jemand ihr einen elektrischen Schlag versetzt.

Als er endgültig in den Kissen versank, war es nur noch ein Stück Fleisch, dem eine Laune der Natur eine menschliche Form verliehen hatte. Es war nichts weiter als eine Deutungskonvention, die mich die klaffende Wunde ihres Mundes als Widerhall des Entsetzens wahrnehmen ließ, das sie in der letzten Sekunde ihres Lebens gepackt haben musste.

Lange verharrte ich regungslos an der Schwelle der Kammer, in der sich der beißende Geruch der Reinigungsmittel mit den süßlichen Ausdünstungen des Todes vermischte. Dann ging ich mechanisch auf Tante Lissy zu und griff unter ihr Kopfkissen, unter dem sie, wie ich wusste, immer ihr Portemonnaie aufhob. Dieses nahm ich an mich und ging fort, ohne jemandem ein Wort zu sagen.

Den restlichen Tag über trieb ich mich in der Stadt herum und gab das wenige Geld aus, das Tante Lissy bei sich gehabt hatte. Als ich spätabends nach Hause kam, war meine Mutter schon in heller Aufregung.

Natürlich war sie mittlerweile von dem Tod Tante Lissys benachrichtigt worden. Dabei hatte man ihr auch mitgeteilt, dass ich in ihrer letzten Stunde bei ihr gewesen sei. Wahrscheinlich hatte die Stationsschwester die Tasche mit den Lebensmitteln und den

Zeitschriften, die ich wie eine Opfergabe neben ihrem Bett abgestellt hatte, bei ihr gefunden.

Nach dem Portemonnaie fragte mich meine Mutter erst viel später. Nie wieder habe ich sie so entsetzt gesehen wie in dem Moment, in dem ich ihr gestand, dass ich es an mich genommen hatte. Seitdem hielt sie mich für gefühlskalt. Vielleicht hatte sie ja noch nicht einmal Unrecht damit – auch wenn ich denke, dass ich in dem Augenblick einfach etwas von Tante Lissy haben wollte, das so war wie immer und in dem sie weiterleben würde wie bisher.

Statt eines Kommentars erhalte ich dieses Mal von George eine Art von Ermahnung, die ich nicht recht einordnen kann:

"Wer sein eigenes Gesicht im Spiegel betrachtet, dann aber weggeht und vergisst, wie er aussieht, der hat sich in Wahrheit gar nicht gesehen. Ebenso begeht der, der die Worte seiner Seele nur hört, um sie wieder zu vergessen, Betrug an sich selbst. Wer aber die Worte nicht nur hört, sondern danach handelt, der vertieft sich in das vollkommene Gesetz der Freiheit. Wenn er an ihm festhält, wird er alles Schmutzige und Böse ablegen können und durch sein Tun selig sein."

Die Notfalluhr

Mittwoch, 4. Oktober, abends

Morgen ist der Tag der Wahrheit – und George hat uns auf ihre ganz eigene Art darauf eingestimmt.

Heute Abend hat sie uns alle noch einmal zusammengerufen, um

letzte Details zu besprechen. Zuerst sind wir alles noch einmal minutiös durchgegangen: Zeitplan, Aufgabenverteilung, Kommunikationswege. Alles haben wir noch einmal Punkt für Punkt besprochen.

Dann hat George plötzlich vier Armbanduhren auf den Tisch gelegt – eine nach der anderen, ganz langsam, mit dem ihr eigenen Sinn für Dramatik.

"Imposante Teile", kommentierte Schorsch, "aber für unsere Zwecke etwas zu klobig, würde ich sagen."

In der Tat wirkten die Uhren auf den ersten Blick eher wie Taschenuhren. Ihr Ziffernblatt war zwar nicht größer als bei anderen Armbanduhren. Die Umrandung war jedoch viel breiter als gewöhnlich. Mit ihrer leichten Wölbung erinnerte sie fast an das Äußere eines Rouletterades.

George lächelte vielsagend. "Das sind keine gewöhnlichen Uhren", erklärte sie. Sie nahm eine der Uhren in die Hand und hielt sie uns vor die Augen. "Seht ihr die kleine Krone hier am Rand?"



"Klar", meinte Yvonne, "so was haben doch alle mechanischen Uhren. Wie sollte man sie sonst auch aufziehen?"

"Stimmt", bestätigte George. "In diesem Fall hat das kleine Krönchen aber noch eine andere Funktion. Wenn ihr es eindrückt, lässt sich das Rad am Rand der Uhr drehen. Und mit jeder Umdrehung ..."

"... entweicht eine Schlafmittelwolke, die unsere Gegner im Notfall außer Gefecht setzt – richtig?" führte Schorsch den Satz weiter.

"Nicht ganz", korrigierte George ihn ungerührt. "Das Rad ist so etwas wie ein unsichtbarer Schleudersitz: Die Umdrehungen katapultieren euch aus der Gegenwart heraus. Eine Drehung im Uhrzeigersinn, und ihr landet in der Zukunft. Eine Drehung in entgegengesetzter Richtung, und ihr werdet in die Vergangenheit entführt."

Alle sahen sie entgeistert an. War George übergeschnappt? Größenwahnsinnig? Oder trieb sie nur ihren Schabernack mit uns – ausgerechnet zu einem so heiklen Zeitpunkt, wenige Stunden vor dem Beginn unserer Mission?

Lina fand als Erste ihre Sprache wieder. "Ich verstehe nicht ganz, was ... Was soll das heißen, George?"

"Genau das, was ich gesagt habe", bekräftigte George in ruhigem Ton. "Die Uhr bietet euch im Notfall die Möglichkeit, aus dieser Zeit zu fliehen."

"Aber das ist doch völlig unmöglich!" protestierte ich. "Zeitmaschinen gibt es nicht. Das ist doch nichts als eine Erfindung der Sciencefiction-Industrie!"

"Warum demonstrierst du uns nicht einfach, wie die Uhr funktioniert?" schlug Yvonne vor. "Wenn es stimmt, was du sagst, müssen wir es sehen."

test du doch einfach mal kurz in eine andere Zeit entschwinden und dann wieder hierher zurückkehren können."

George schüttelte bedauernd den Kopf. "Ganz so einfach ist die Sache nun auch wieder nicht. Niemand kann schließlich wissen, wo genau er in der fremden Zeit landet und in was er dort verwickelt wird. So etwas wie Zeit-Hopping gibt es nicht – das scheitert einfach an den fremden Realitäten, in die man bei einer Zeitreise hineingerät. Deshalb ist diese Uhr ja auch nur für den Notfall gedacht – als letzter Rettungsanker in einer Situation, aus der es keinen anderen Ausweg gibt."

Wir sahen sie noch immer ungläubig an. "Ehrlich gesagt – das klingt für mich doch zu sehr nach einem Märchen aus 1001 Nacht", meinte Schorsch. "Und außerdem: Wenn du dieses seltsame Ding noch nie ausprobiert hast – wer garantiert uns dann überhaupt, dass es funktioniert?"

"Niemand", gab George unumwunden zu. "Ich habe die Uhren vor nicht allzu langer Zeit auf einem Trödelmarkt gekauft. Zuerst war ich gar nicht auf den Stand aufmerksam geworden, sondern auf die Verkäuferin – eine Frau mit langen roten Haaren, die sie zu einem gewaltigen Dutt zusammengebunden hatte. Sie trug eins von diesen mittelalterlichen Kleidern mit den pelzumrandeten Höllenfenstern um die Achselhöhlen – was aber auch kein Wunder war, weil das Ganze als Mittelaltermarkt etikettiert war."

"Aha – eine durchgedrehte Dame hat dir die Umdrehungsuhrn angedreht!" kalauerte Schorsch.

"Andrehen ist nicht das richtige Wort", stellte George klar. "Als die Frau mir die Funktionsweise der Uhren erklärt hat, habe ich zunächst genauso reagiert wie ihr jetzt. Warum ich ihr schließlich doch geglaubt habe – oder sagen wir lieber: glauben wollte –, kann ich euch auch nicht sagen. Jedenfalls hat die Händlerin mich

in keiner Weise dazu gedrängt, ihr die Uhren abzukaufen. Das hat für mich die Seriosität des Angebots natürlich erhöht. Das Entscheidende war aber etwas anderes. Die Frau wirkte irgendwie, wie soll ich sagen ... aus der Zeit gefallen. Sie machte den Eindruck, als wäre sie selbst schon mehrfach in anderen Zeiten zu Besuch gewesen."

"Hat es dich denn nie gereizt, die Uhr einmal auszuprobieren?" wollte Lina wissen.

"Doch, natürlich", räumte George ein. "Aber wie gesagt: Die Uhr soll einem zwar zu einem Sprung in eine andere Zeit verhelfen – eine Präzisionsmaschine ist sie aber nicht. Laut Auskunft der Händlerin katapultiert sie ihre Träger jeweils um etwa 500 Jahre in die Zukunft oder in die Vergangenheit. Die Zeitintervalle sind in beiden Richtungen auf dem Zeitstrahl immer genau gleich, doch kann die Uhr, wie jede mechanische Uhr, auch einmal vor- oder nachgehen. Deshalb können die Zeitintervalle sich auch immer mal wieder ausdehnen oder verkürzen."

"Klingt nicht gerade vertrauenerweckend", kommentierte ich.

"Stimmt", räumte George ein. "Deshalb habe ich auch beschlossen, die Uhren als reines Notfallset zu betrachten. Das Risiko, mich irgendwo in den Weiten des Zeitmeeres zu verlieren, war mir einfach zu groß."

Am Ende war niemand so recht überzeugt von Georges Uhren-Story. Angezogen haben wir die Taschenuhren aber trotzdem. Schließlich war es ja auch ein Zeichen von Fürsorge, dass George die Uhren extra für diesen besonderen Anlass zurückgelegt hatte. Deshalb betrachteten wir sie einfach als eine Art Talisman, als etwas, das uns in brenzligen Situationen ein Gefühl der Sicherheit vermitteln könnte.

Der Tag der Wahrheit/1



Freitag, 6. Oktober

Da liegt sie nun also vor mir auf dem Tisch, Georges seltsame Notfalluhr, dieses angebliche Eintrittstor in ferne Zeiten. Wie ein großes blaues Auge schaut das Ziffernblatt mich an, ein Auge, aus dem tausend andere Augen mir entgegenfunkeln. Und jedes Auge ist ein Fenster in eine andere Welt.

Nie hätte ich gedacht, dass die Uhr einmal eine andere Bedeutung für mich bekommen würde als die, mir die Zeit anzuzeigen. Aber so, wie die Dinge liegen, werde ich mich wohl ernsthafter mit ihr befassen müssen. Kann es sein, dass an Georges abenteuerlicher Geschichte doch etwas dran ist – dass die Uhr mehr ist als ein banales Zeitmessgerät?

1. Krieg und Frieden

Am liebsten würde ich wirklich auf der Stelle in eine andere Zeit fliehen – oder die Zeit zurückdrehen, um den gestrigen Tag ungeschehen zu machen. Dabei ist unsere Aktion doch anfangs ganz nach Plan verlaufen!

Wie erwartet gesellten sich schon bald nach Beginn unserer Schicht zwei Aufpasser zu uns, die jeden unserer Handgriffe mit ihren Raubvogelblicken verfolgten. Natürlich wirkten ihre Kampfmontur und die umgeschnallten Schnellfeuerwaffen ausgesprochen bedrohlich. Andererseits entsprachen sie so sehr dem Klischee des martialischen Bodyguards, dass sie auf mich fast schon wie Spielfiguren aus dem Baukasten wirkten.

Auch ihr hartnäckiges Schweigen fügte sich in das Bild des grimigen Kriegers. Jeder Versuch, ihnen mehr als unartikulierte Laute zu entlocken, schlug fehl. Es war, als hätte man ihnen die Zunge herausgerissen, um jede Form von Feindkontakt im Keim zu ersticken. Das war nicht gerade angenehm, kam aber auch nicht überraschend. Wir hatten uns im Vorfeld sehr genau überlegt, wie wir mit solchen maulfaulen Kampfmaschinen umzugehen hätten.

In dem zentralen Bunkersaal, wo der Präsident seine Rede halten sollte, war derweil alles bereit für den großen Moment. Der Saal befand sich direkt unterhalb des Kontrollraums, mit dem er im oberen Teil durch eine gemeinsame Fensterfront verbunden war. Wenn ich mich von meinem Platz erhob, konnte ich zwischen den Monitoren hindurch das Geschehen auf der großen politischen Bühne unmittelbar verfolgen.

Immer mehr hochgestellte Persönlichkeiten trafen ein, die dazu auserkoren waren, Zeugen der historischen Ansprache zu wer-

den. Hell schimmernde Kostümchen glitten an Designeranzügen vorbei, hochdekorierte Uniformen trafen auf aufstrebende Hosensanzüge. Und dazwischen: zehn Aufwartefräulein, die der Crème de la Crème der Gesellschaft exquisite Häppchen und erlesene Tropfen reichten.

Zwei der dienstbaren Damen mit den schwarz-weißen Minikleidchen waren mir wohlbekannt. Katzensgleich huschten sie zwischen den einzelnen Smalltalk-Grüppchen hin und her, so dass ihre Schattenlosigkeit niemandem auffiel.

Als ich inmitten all der gewichtigen Anziehpuppen Lina entdeckte, vergaß ich für einen Moment alle Vorsichtsregeln und trat an die Fensterfront. "Das könntest du ruhig auch mal für mich anziehen", raunte ich ihr über das Headset zu, während ich ihr unauffällig winkte.

Verstohlen blickte sie zu mir hoch. In dem Menschenpulk, der sich mittlerweile um sie versammelt hatte, konnte sie mir aber nicht antworten, sondern schmunzelte nur still in sich hinein. So bezog der eisgraue Offizier, dem sie in dem Moment ein Glas Champagner reichte, ihr ganz spezielles Lächeln wohl auf sich. Jedenfalls schloss ich dies aus seinem süffisanten Grinsen.

Von da an nahm die Anspannung immer weiter zu. Die Gäste waren nun versammelt, jetzt warteten alle nur noch auf den Präsidenten und seine Entourage. Die Gespräche wurden zunehmend einsilbig, alle sahen mit einem Auge auf die große, zweiflügelige Tür, die sich jeden Moment auftun musste für den Allmächtigen. Ich blickte auf die Uhr: Es war zehn vor elf, kurz vor dem angekündigten Beginn der Ansprache. Und tatsächlich: Pünktlich wie die Primetime-Nachrichten glitten die Türflügel auseinander, und der hohe Herr rauschte mit seinem Begleiterpulk in den Saal.

Allgemeines Geraune, alle wandten die Köpfe zur Tür. Das war das Signal für Lina und Yvonne, sich davonzustehlen. Die beiden Notstromaggregate befanden sich an zwei verschiedenen Ecken des Bunkers, waren aber jeweils über Notausgänge zu erreichen, die von der Küche abgingen. Als Mitglieder des Catering-Personals konnten Lina und Yvonne sich daher unbemerkt dorthin verdrücken.

Auf meiner Bildschirmwand konnte ich verfolgen, wie die beiden ohne äußere Anzeichen von Nervosität der Küche zustrebten. Ganz schön cool, die Ladies, dachte ich.

Unmittelbar darauf trat der Präsident ans Rednerpult. Der Ton seiner Rede war feierlich-getragen, doch bemühte er sich gleichzeitig um eine entschlossen-kämpferische Haltung. Diese unterstrich er insbesondere durch seinen starr nach vorne gerichteten Blick. Praktischerweise konnte er so zugleich den Monitor mit dem vorbereiteten Redetext fixieren.

"Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!" begann er. "Dies sind schwere Zeiten für uns alle. Wir alle träumen von einer Welt des Friedens, der Freiheit und des Wohlstands, einer Welt, in der es keine Kriege gibt, in der einer die Würde des anderen achtet und in der ein jeder genug zu essen und ein Dach über dem Kopf hat. Generationen von Menschen haben sich darum bemüht, diesen Traum wahr werden zu lassen, und auch diese Regierung hat sich ganz diesem Ziel verschrieben."

Ich sah zu Schorsch herüber. Mit der Andeutung eines Kopfschüttelns bestätigte er mir, was ohnehin klar war. Unseren ursprünglichen Plan, eine Unachtsamkeit der beiden Kampfschweiger hinter uns für die Betätigung der Replay-Taste zu nutzen, konnten wir vergessen. Die beiden funktionierten wie Automaten, nichts

hätte sie ablenken können. Glücklicherweise hatten wir uns für diesen Fall einen Ersatzplan zurechtgelegt.

"Ich muss mal für kleine Jungs", sagte Schorsch betont beiläufig zu mir.

In der Tat schienen die beiden Aufpasser von seinem dringenden Bedürfnis keine Notiz zu nehmen. Also würde Schorsch auf der Toilette problemlos den Replay-Modus aktivieren können! George hatte nämlich vorsorglich von seinen Nerds eine Kopie der Überwachungssoftware erstellen lassen. So konnten wir die Bilder auf den Monitoren quasi per Fernbedienung einfrieren.

Der Präsident hatte kurz innegehalten und die Kamera vor ihm – stellvertretend für "das Volk" – fest angesehen. Als er weiterredete, erhob er kaum merklich die Stimme: "Leider gibt es auf dieser Welt nun aber genug skrupellose Herrscher, die scheren sich nicht um unsere Träume, denen sind Frieden, Freiheit und Demokratie nicht nur gleichgültig, sondern sie sind sogar bereit, all das zu zerstören, was die Menschheit in Jahrhunderten aufgebaut hat. Um die Weltherrschaft an sich zu reißen, töten sie wahllos jeden, der sich ihnen in den Weg stellt!"

Ich blickte auf den Monitor, der die Notausgänge hinter der Küche zeigte: Das Bild war noch immer nicht eingefroren! Sollte die Fernsteuerung der Monitore doch nicht so gut funktionieren, wie George versprochen hatte? Oder hatte Schorsch auf der Toilette keinen Empfang?

Ich drehte mich zur Tür um. Da erst fiel mir auf, dass einer der beiden Klonkrieger den Raum verlassen hatte. Ich war so vertieft gewesen in die Beobachtung des Saales, dass ich sein Weggehen gar nicht bemerkt hatte. Das verhiß nichts Gutes!

Der Präsident wurde nun noch staatstragender. Jetzt gab er sich als Anwalt der ganzen Welt: "In einer solchen Situation gilt es für

einen jeden uns, genau abzuwägen, ob er lieber einen bedrohten, zerbrechlichen Frieden behalten oder sich darum bemühen möchte, die Welt für uns alle sicherer zu machen. Gibt es denn überhaupt einen 'halben' Frieden? Ist der Frieden nicht ein unteilbares Gut, das schon dann zerbricht, wenn Einzelne es gefährden?"

In diesem Augenblick fiel mein Blick auf einen der Spezialagenten im Gefolge des Präsidenten. Er hatte mir bislang den Rücken zugedreht und sich auch jetzt nur ganz kurz umgewandt. Dennoch kam mir sein Gesicht seltsam bekannt vor.

Der Tag der Wahrheit/2



Freitag, 6. Oktober, nachmittags

Das Gesicht hinter dem Präsidenten – ich bin mir jetzt ganz sicher, es richtig erkannt zu haben. Der Spezialagent, der da über die Sicherheit des obersten Chefs des Landes gewacht hat, war niemand anderes als – Hervé, Georges besonderer Günstling.

Ich weiß noch immer nicht, wie ich das einordnen soll. Warum hat George uns denn nicht gesagt, dass sein blonder Beau auch in die Mission eingebunden ist? Wieso hat er nicht an den Planungsgesprächen teilgenommen? War seine Aufgabe etwa so geheim, dass noch nicht einmal wir etwas davon wissen durften? Oder ist es denkbar, dass ...

Ich scheue mich, den Gedanken zu Ende zu denken. Die Annahme, dass jemand sich im Wortsinn bei George eingeschmeichelt haben und all unsere Pläne haarklein an unsere Gegner verraten haben könnte, ist einfach zu schrecklich!

2. Irritationen

Während meine Aufmerksamkeit durch das seltsam vertraute Gesicht hinter dem Rücken des Präsidenten gefesselt war, näherte sich dessen Rede ihrem Höhepunkt. Mit der Beschwörung der Gemeinschaft und dem Schutz der abendländischen Werte war schon fast die äußerste rhetorische Eskalationsstufe erreicht. Ich fragte mich, wo Schorsch so lange blieb. Es konnte sich doch jetzt nur noch um wenige Sekunden handeln, bis die externe Stromverbindung gekappt würde! Und wenn Lina und Yvonne bis dahin die Notstromquellen nicht ausgeschaltet hätten, wäre die ganze Aktion gescheitert.

Der Präsident streute derweil eine gehörige Portion Pathos in seine Rede ein: "Bürgerinnen und Bürger dieses herrlichen Landes, das über eine so wundervolle Kultur und eine so stolze Geschichte verfügt! Die Entscheidung, die ich Ihnen heute mitzuteilen habe, ist mir durchaus nicht leicht gefallen. Aber ich bin der Meinung, dass wir nach all den fruchtlosen Verhandlungen mit denen, die nicht nur unseren Frieden, unsere Freiheit und unsere Kultur bedrohen, sondern auch ihr eigenes Volk schamlos ausbeuten und unterdrücken, nun zu anderen Mitteln greifen müssen. Wer nicht aufhört, die humanen Werte unserer Welt mit Füßen zu treten, der versteht die Sprache der Humanität einfach nicht. Und dann ist es unsere Pflicht, ihm in seiner barbarischen Sprache zu antworten, damit er nicht eines Tages die ganze Welt in ein Reich der Barbarei verwandelt."

Noch während der Präsident sprach, überschlugen sich die Ereignisse. Auf den Überwachungsmonitoren sah ich, wie Lina und Yvonne die Gänge zu den Notstromgeneratoren betraten. Also war es Schorsch noch immer nicht gelungen, den Replay-Modus

zu aktivieren! Nun hatte ich keine andere Wahl: Ich musste selbst auf die Replay-Taste drücken, um die Aktion noch zu retten – und vor allem: um das Leben von Lina und Yvonne nicht zu gefährden! Ich wollte gerade aufstehen, da sprang die Tür auf, und der zweite Wachhund stürmte herein. In aller Eile flüsterte er seinem Kollegen etwas ins Ohr, dann verschwanden sie beide auf den Gang.

Beunruhigt drehte ich mich wieder zur Bildschirmwand um – und fand meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Lina und Yvonne wurden bereits von zwei Security-Mitarbeitern verfolgt.

"Abbruch! Abbruch!" rief ich hektisch in mein Headset.

Aber natürlich war das zu dem Zeitpunkt völlig sinnlos. Es war viel zu spät, um die Aktion abubrechen – die beiden waren ja längst aufgefliegen. Lina versuchte sich gerade noch vor zwei Security-Häschern in Sicherheit zu bringen, Yvonne war bereits gefasst worden. Sie ergab sich allerdings nicht in ihr Schicksal, sondern wehrte sich heftig gegen den Uniformierten, der ihr den Arm auf den Rücken drehte. So viel Kampfgeist hätte ich ihr gar nicht zgetraut!

Mit voller Wucht trat sie ihrem Peiniger gegen das Schienbein, so dass sein Gesicht sich vor Schmerz verzerrte. Erleichtert sah ich, wie Yvonne sich losreißen konnte. Während sie davonstürzte, richtete der Uniformierte sich jedoch blitzschnell wieder auf und zog seine Waffe. Einen endlosen Augenblick lang schwebte sie regungslos in der Luft, dann zuckte sein Finger am Abzug. Sekundenbruchteile später sank Yvonne zu Boden.

Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Kopf wich. Wie hatte die Aktion nur dermaßen aus dem Ruder laufen können? Was sollte ich jetzt bloß tun?

Mein Herz schlug mir bis zum Hals, als ich auf den anderen Monitor schaute – den, auf dem ich Lina hatte fliehen sehen. Aber ich konnte sie nirgends mehr entdecken. Nicht auf diesem Monitor, und auch auf keinem anderen. Sie war einfach verschwunden.

Dasselbe war offenbar auch mit Schorsch passiert. Genau das musste der Grund für die plötzliche Rückkehr von Wachhund Nr. 2 gewesen sein: Anscheinend hatte er seinen Kollegen aufgefordert, ihm bei der Suche nach dem Entflohenen zu helfen.

Dann geschah etwas Irritierendes: Das Licht flackerte wie bei einem schweren Gewitter, manche Lampen gingen sogar kurzzeitig aus. Aber das Ganze dauerte nur Bruchteile von Sekunden, dann hüllten die Scheinwerfer den obersten Heerführer wieder in eine siegestrunkene Gloriole. Der Hackerangriff auf das Elektrizitätswerk hatte also funktioniert – nur waren nach dem Stromausfall eben sofort die Notstromaggregate aktiviert worden.

Die Lippen des Präsidenten deuteten ein wissendes Lächeln an, dann setzte er seine Rede ungerührt fort. Ich meinte fast, eine Spur von Schadenfreude aus seinen Worten herauszuhören, als er zum finalen rhetorischen Schlag ausholte: "So stelle ich hier und heute unmissverständlich klar: Das Fenster der Diplomatie ist ab sofort geschlossen! Ab morgen werden die Waffen sprechen, und sie werden so lange sprechen, bis wir auch denen die Sprache des Friedens beigebracht haben, die bis heute nur die Sprache der Waffen verstehen!"

Ich sah mich um: Die beiden menschlichen Kampfmaschinen waren noch immer nicht zurückgekehrt. Was sie mit mir tun würden, sollten sie mich hier noch vorfinden, war nicht schwer zu erraten. Wahrscheinlich, schoss es mir durch den Kopf, müsste ich dann sogar als Beleg für die angebliche Terrorgefahr herhalten!

Am Ende hätte ich so als lebende Begründung für eben jenen Krieg gedient, den wir mit unserer Aktion hatten verhindern wollen. Dazu verspürte ich nicht die geringste Lust. Also nutzte ich die Abwesenheit der beiden Wachhunde und machte mich unauffällig aus dem Staub.

Der Stimme des Präsidenten, die von den Lautsprechern in jeden Winkel des Bunkers getragen wurde, konnte ich allerdings nicht entfliehen. Scheppernd brandete die Welle der Wut an mein Ohr. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass der Präsident nicht irgendwelchen fremden Leuten, sondern mir selbst den Krieg erklärte. "Dies", hörte ich ihn ausrufen, "ist nicht nur ein Krieg gegen ein einzelnes Land, sondern ein Krieg gegen alle Feinde des Friedens, der Freiheit und der Demokratie – und wir werden ihn so lange fortsetzen, bis der letzte Feind unserer Kultur unschädlich gemacht worden ist!"

Zeit-Sprünge



Freitag/Samstag, 6./7. Oktober, nachts

Gleich Mitternacht – aber an Schlaf ist natürlich nicht zu denken! War ja auch nicht anders zu erwarten nach dieser Bruchlandung. Auch jetzt noch, nachdem ich alles noch einmal habe Revue passieren lassen, kann ich einfach nicht fassen, was passiert ist. Was für ein Reinfall! Was für eine Tragödie! Und das alles nur für einen dummen Lausbubenstreich – für einen kurzen Augenblick der Finsternis, der wahrscheinlich nicht das Geringste am Lauf der Geschichte geändert hätte!

Die PR-Strategen des Präsidenten haben es sich natürlich nicht nehmen lassen, den Zwischenfall propagandistisch auszuschlachten. Sie lassen verbreiten, dass es während der Rede des Präsidenten einen terroristischen Anschlag gegeben habe. Nur durch das "entschlossene Handeln" der Sicherheitskräfte hätten die Pläne vereitelt werden können. Eine Terroristin habe "ausge-

schaltet" werden können, nach den übrigen werde mit Hochdruck gefahndet.

Mittlerweile bin ich mir sicher, dass die Geheimdienste im Vorfeld über unsere Aktion informiert worden sind. Anders hätten sie diese einfach nicht so punktgenau torpedieren können.

Wenn das stimmt, frage ich mich allerdings, warum die Aktion nicht schon im Vorfeld verhindert worden ist. Sollten wir etwa tatsächlich als nützliche Idioten dienen, mit denen vor laufender Kamera die Kriegsvorbereitungen legitimiert werden sollten?

Oder wollte man keinen Verdacht auf den Spitzel in unseren Reihen lenken? Sollte diese wertvolle Quelle nicht gefährdet werden? Will man über sie weitere Informationen über unsere finsternen Machenschaften abschöpfen? Schließlich kann Hervé ja nicht wissen, dass ich ihn in seiner Special-Agent-Aufmachung erkannt habe!

Dies könnte auch die Erklärung dafür sein, dass nicht längst die Spezialkommandos hier im Kloster angerückt sind. Allerdings: Selbst wenn ich an diesem Ort sicher sein sollte – sobald ich mich draußen in der Welt bewege, könnte ich in das Räderwerk der Rasterfahndung geraten und in den zweifelhaften Genuss der VIP-Behandlung für Terroristen kommen. Für die Computer der Sicherheitsorgane bin ich ab sofort ein gemeingefährlicher Verbrecher.

Befinde ich mich damit nicht in exakt so einer Notsituation, wie sie George im Blick hatte, als er uns diese mysteriösen Zeitreisenuhren gegeben hat? Soll ich es also wagen, am Rad der Zeit zu drehen? Oder muss ich dafür erst warten, bis ich konkret angegriffen werde? Aber zeigt nicht Yvones Fall, dass es dann zu spät sein kann?

Natürlich kommt mir der Gedanke, einfach mal so in eine andere Zeit zu hüpfen, noch immer völlig abwegig vor. Andererseits – Schorsch und Lina sind ja nun einmal spurlos verschwunden. Dass sie ihren Verfolgern entkommen konnten, ist angesichts der gewaltigen Security-Armada in dem Bunker fast ebenso unwahrscheinlich wie eine Zeitreise.

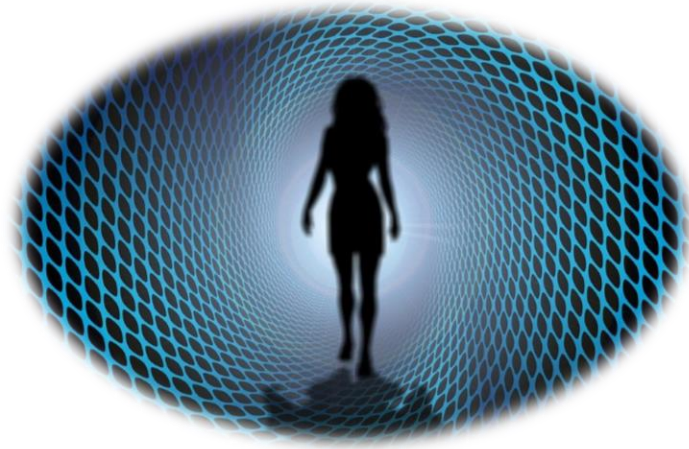
Auch von Yvones Schicksal kenne ich ja nur die Version der Sicherheitsorgane. Dass die sich mit der "Liquidierung" der Attentäterin brüsten, ist nicht verwunderlich. Aber könnte nicht auch sie ihre Finger im letzten Moment an die Notfalluhr bekommen haben? Ist es nicht denkbar, dass sie nur verletzt, aber eben nicht vollständig "ausgeschaltet" worden ist?

Haben die drei also tatsächlich zum Sprung durch die Zeit angesetzt? Befinden sie sich irgendwo im tiefsten Mittelalter? Oder in einer unvorstellbar fernen Zukunft?

Um das herauszufinden, gibt es nur eine Möglichkeit: Ich muss die Uhr selbst ausprobieren. Ich muss sie anziehen und dieses mysteriöse Rouletterad an ihrem Rand in Gang setzen.

Noch liegt die Uhr vor mir auf dem Tisch. Gerade fällt ein Sonnenstrahl durch das Fenster und lässt sie leuchten wie eine auf der Erde gestrandete Sonne. Oder vielmehr: wie ein ganzes Universum voller Sonnen. Die Ziffern funkeln mich an mit der geheimnisvollen Aura unendlich weit entfernter Welten. Ein Zauber geht von ihnen aus, dem ich mich nur schwer entziehen kann. Je länger ich auf die Uhr starre, desto mehr nimmt sie mich auf in ihren Zahlenreigen, desto mehr habe ich den Eindruck, mich längst auf ihrem Karussell einer anderen Zeit entgegenzudrehen. Soll ich ihren Verlockungen nachgeben? Soll ich es wirklich wagen, zum Flug durch die Zeit anzusetzen?

Nachwort der Herausgeberin



Mit diesen kryptischen Worten enden Onkel Theos Aufzeichnungen. Auch nach mehrmaligem Durchlesen des Tagebuchs wirft dieses für mich mehr Fragen auf, als es beantwortet. Vieles ist mir nach wie vor rätselhaft.

Eins ist mir beim Lesen der Aufzeichnungen allerdings klargeworden: Onkel Theo wird sich keineswegs immer auf Märkten und Messen aufgehalten haben, wenn er für ein paar Tage verschwunden war. Oft dürfte er stattdessen auch bei seinen Laienbrüdern und -schwestern Station gemacht haben.

Dies aber bedeutet für mich: Das Kloster, das diesen Dunkelmännern als Versammlungsort dient oder gedient hat, ist ein wichtiger Ansatzpunkt für die Suche nach meinem Onkel. Wenn sich sein Verschwinden überhaupt jemals aufklären lässt, so liegt der Schlüssel dafür an diesem Ort.

Das Dumme ist nur: Ich habe keinerlei Vorstellung davon, wo das Kloster sich befinden könnte. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob es diese obskure Vereinigung überhaupt gegeben hat oder ob sie

nur wieder einer von Onkel Theos Münchhausen-Phantasien entsprungen ist. Und doch bleibt mir nichts anderes übrig, als mich bei meiner Suche nach Onkel Theo darauf zu konzentrieren.

Vielleicht entdeckt ja irgendjemand da draußen beim Lesen dieser Aufzeichnungen etwas, das mir weiterhelfen kann. Irgendeinen unscheinbaren Anhaltspunkt, den ich womöglich übersehen habe. Nachdem ich dieses neue Lebenszeichen von Onkel Theo entdeckt habe, kann ich mich weniger denn je damit abfinden, dass er einfach spurlos verschwunden sein soll. So groß ist diese Welt ja nun auch wieder nicht. Irgendwo muss er einfach abgeblieben sein!

Also dann: Die Spurensuche ist eröffnet!

Nachweise

1. Bildnachweise

Cover: Willgard Krause: Frau mit Kerze bei Mondschein (Pixabay; Ausschnitt)

S. 5: Anja (Cocoparisienne): Handschrift (Pixabay)

11: Kalhh: Flaschenpost (Pixabay)

12: Anja (Cocoparisienne): Burgruine mit alter Handschrift (Pixabay)

13: Hendrik Frans Schaefels (1827 – 1904): Junger Gefangener in seiner Zelle (wikimedia commons)

16: Shakarina: Zelle der Burg von Calahorra (La Rioja / Nordspanien; 2008, Ausschnitt); Wikimedia commons

20: Romerin: Verlies in der Burg von Cuéllar (Segovia, Nordspanien); Wikimedia commons

22: Gerd Altmann: Auge auf Monitorwand (Pixabay)

25: József Kincse: Alter Dachboden (Pixabay; Ausschnitt)

27: Mohamed Hassan: Meeting (Pixabay)

31: Emsalgado: Medusa (Pixabay)

33: Dmitri N. Smirnow: Schatten von Basho (Wikimedia commons, 2011)

39: SuperHerftigGeneral: Geist (Pixabay; Ausschnitt)

40: Dorothe (Darkmoon_Art): Kloostergewölbe (Pixabay)

41: Bruno: Erleuchtung / Enlightenment (Pixabay)

43: Foundry Co: Mysteriöser Tunnel (Pixabay; Ausschnitt)

49: Gerd Altmann: Konturen eines weiblichen Gesichts mit Flammenhintergrund (Pixabay)

52: Dorothe (Darkmoon_Art): Liebespaar (Pixabay)

58: Enrique Meseguer (Darksouls1): Dualität (Pixabay)

- S. 64: Dorothe (Darkmoon_Art): Palast mit Säulen (Pixabay)
- 71: Dr StClaire (Matryx): Schatten und Rauch (Pixabay; Ausschnitt)
- 75: Augusto De Luca: Silhouette eines Kopfes am Castel dell'Ovo, Neapel (Wikimedia commons, 1986; Ausschnitt)
- 76: Edvaldo LL Souza: Schattenkämpfe (Wikimedia commons; Ausschnitt, leicht verändert)
- 82: Prawny: Buntessquarell (Pixabay; Ausschnitt)
- 89: Albrecht Fietz: Spielende Pferde bei Sonnenaufgang (Pixabay)
- 91: Elfenbeintafel mit einer Löwin im Kampf mit einem Nubier; Palast von Aschschur-nasir-apli (Aššur-nâṣir-apli) II., Nimrud/Mesopotamien, 8. Jahrhundert vor Christus; Bagdad, Irakisches Nationalmuseum
- 92: Dorothe (Darkmoon_Art): Phantasie-Tor (Pixabay)
- 98: Stefan Keller: Engel (Pixabay)
- 103: Dorothe (Darkmoon_Art): Brücke in den Wolken (Pixabay)
- 110: Christiane (WhisperingJane): Sonnenfinsternis (Pixabay)
- 111: Stefan Keller: Maske (Pixabay)
- 113: Stefan Keller: Vollmond über einem Torbogen (Pixabay)
- 119: Louis Eilshemius (1864 – 1941): Herbstlandschaft (ca. 1919); Washington, Smithsonian American Art Museum (Wikimedia commons)
- 122: Pete Linforth: Kapuzen-Mann (Pixabay)
- 128: Arielinson: Kontrollraum in Nesher Ramlam, Israel; Juni 2017 (Wikimedia commons)
- 130: Foundry Co: Krankenhausflur (Pixabay)
- 137: Stefan Keller: Magische Zeit (Pixabay)
- 141: Schäferle (Elias): Silhouette einer Burg bei Nacht (Pixabay; leicht verändert)

S. 147: Willgard Krause: Mysteriöses Schloss (Pixabay; leicht verändert)

152: Willgard Krause: Fantasie-Uhr (Pixabay)

155: Gerd Altmann: Zeitreisende (Pixabay)

2. Textnachweise

Bibelzitate in den **Grassroots-Meditationen**:

- Erste Meditation: Zweiter Brief des Apostels Paulus an die Korinther (2 Kor 12,7)
- Zweite Meditation: Buch Micha (Micha 2,4)
- Dritte Meditation: Meditationsthema: Psalm 88 (Ps 88,15-18);
Georges Entgegnung: Brief des Jakobus (Jak 1,22-25)

Jahresmesse:

Georges Predigt basiert auf folgenden Bibelstellen:

- 2. Brief des Apostels Paulus an die Korinther (2 Kor 11,14 f.)
- 2. Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher (2 Thess 2,3-10)
- 1. Brief des Apostels Paulus an Timotheus (1 Tim 4,3-5)
- 2. Brief des Apostels Paulus an Timotheus (2 Tim 3,5)
- 2. Brief des Apostels Petrus (2 Petr 3)
- Brief des Jakobus (Jak 1,19-25)
- Buch Micha (Mi 2,1-6)
- Buch Jesaja (Jes 29,15)
- Psalm 52 (Ps 52,3-6)

Fürbitten:

Georges Gebet, der jeweils erste Teil der Fürbitten (Anrufung des Satans) und der Antwortchor sind freie Übertragungen von Versen aus Charles Baudelaires [Litanies de Satan](#) (1857).

Die abschließende Gebetsformel entstammt dem ersten Brief des Apostels Paulus an Timotheus (1 Tim 4,4).

Agape:

Das Agape-Gebet greift Passagen aus dem Ersten Brief des Apostels Petrus auf (1 Petr 1, 22-25).